Nr. 46 | Leipzig, den 17. November | 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Theologisches ... HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Menschenkenntnis: 5. Selbsterkenntnis — Brauchen wir ein „neues Dogma"? 5. Wie dünket euch um Christus? (Erste Hälfte) — Das Durchdringen der Lutherischen Reformation in Deutschland: 3. Gegensatz der Wittenberger und der Züricher Reformation — Zum Verständnis Eduard Irvings — Der große Londoner Streik und die Kirchen — Von der Waldenser-Jubelfeier — Verschiednes: Altkatholiken im römischen Gottesdienst — Anzeigen

Menschenkenntnis

5. Selbsterkenntnis

Der Mensch prüfe sich selbst. 1. Kor. 11, 28.

Der sittliche Einfluß, den ein Mensch auf uns ausübt, ist das sicherste Erkennungszeichen seines Charakters. So deuteten wir das Wort des Herrn: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß der Herr dies Wort zu seinen Jüngern sagt, also zu solchen, bei denen er neben ernstestem Streben, hinanzukommen zur sittlichen Vollendung, die aufmerksamste Selbstprüfung voraussetzen kann. Denn Selbsterkenntnis und Erkenntnis des Nächsten gehen notwendigerweise hier Hand in Hand.

Wer kennt nicht den bestrickenden Einfluß liebenswürdiger Persönlichkeiten? Sie reißen hin, sie fesseln, sie herrschen. Mit wunderbarer Macht wissen sie das geschmeichelte und geblendete Gemüt in ihren Bannkreis zu ziehen und darin festzuhalten; aber das ist längst nicht die Bürgschaft ihrer reinen Absicht, ihrer lautern Gesinnung. Tausend arglose Gemüter fallen solchen falschen Propheten in Schafskleidern zum Opfer. Sie merken nicht das feine Gift, das ihnen ins Herz dringt, denn es ist süß; sie machen sich nicht klar, daß ihr Ernst, ihr Glaube, ihre Gewissenhaftigkeit ganz leise zerbröckelt. Ihr Auge, geblendet durch verführerischen Glanz, ruht nur auf diesem, hat nicht Zeit, nicht Ruhe, nicht Kraft, auf dem eignen Herzen prüfend zu verweilen. Langsam, aber sicher legt sich ein verhängnisvoller Schlaf auf Auge und Herz. Die Wolfsnaturen in Schafskleidern sind die gefährlichsten Feinde unsers Heils.

Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Wessen Auge in untrüglicher Wahrhaftigkeit auf den Gottesglanz gerichtet ist, der aus Christi Angesicht leuchtet, wer den Mut, ja das zwingende Bedürfnis hat, in diesem reinsten Spiegel sein eignes Herz sich zeigen zu lassen, auch mit all seinen dunkeln Flecken und seinen gefährlichen Tiefen, der hat den Weg betreten, der ihn aus allen augenblicklichen Täuschungen zur Wahrheit zurückführen wird. Unter dem leuchtenden Glanze Christi müssen wir aufwachen aus der Verblendung über uns selbst und darum über andre; aus ihm fließt uns die Kraft zu, aufzustehn vom Schlafe und uns selber wiederzufinden und uns treu zu bleiben. Mächtig macht uns Christus, mächtig, um uns über uns selbst und über den Nächsten zu erheben, nicht in verblendeter Eitelkeit, sondern zu jener Objektivität, die wir immer brauchen, sobald wir ein Drittes außer uns erkennen, prüfen, beurteilen wollen. Kenne dich selbst, und du kennst deinen Nächsten.

Noch von einer andern Seite her finden wir in diesem Worte eine Wahrheit. Selbsterkenntnis ist dem Christen unerläßlich. Prüfet euer Selbstwerk! bleibt eine Grundregel alles christlichen Lebens. Aber wer sein eignes Herz ein wenig kennt, wer diesen Mikrokosmos an sich selbst studirt, wer es weiß, wie scheinbar gesetzlos und doch im Grunde gesetzmäßig die Kräfte darin auf und niedersteigen, der wird geschickt und geschult auch zur Beurteilung und zur Kenntnis des Nächsten. Nicht als ob es richtig wäre, von sich aus sofort auf andre zu schließen — wo wären zwei Herzen sich wirklich gleich? Aber unser eignes Innere bleibt die beste Schule psychologischer Studien, und es giebt gewisse Grundgesetze, die sich doch allenthalben wiederholen. Wer einmal gelernt hat, die geheimnisvolle Schrift des eignen Herzens zu deuten, dem wird es unendlich viel leichter werden, in des andern Seele zu lesen, obwohl ein jedes Herz seine eigne Sprache hat. Wer, um nur eins herauszuheben, an sich selbst dahintergekommen ist, wie der ewige Frieden das ist, was das Herz gesucht hat, wer es weiß, wie dieses Suchen sich in die mannigfachste Form kleidet, der wird es bei einem andern zu erkennen wissen, auch da, wo ein unkundiger Blick es nicht vermutet hätte, wo ein unkundiger Sinn schroff verurteilt. Das größte Studium des Menschen bleibt der Mensch; aber wer dieses Studium nicht bei sich selbst beginnt, wird ein Stümper darin bleiben.

Kenne dich selbst, und du kennst deinen Nächsten — noch einmal nehme ich dieses Wort auf, um es noch nach einer andern Seite zu kehren. Wer sich selbst kennt, wird immer demütig werden. Wer von Gottes Liebe ausgeht und sich aller Barmherzigkeit zu gering fühlt, kommt bei der Demut des dankbaren Glaubens an. Wer von Gottes Heiligkeit ausgeht und sich als den vornehmsten unter allen Sündern fühlen lernt, kommt bei der Demut der Liebe an, d. h. bei jener Demut gegen die Menschen, die ohne Liebe gar nicht zu denken ist. Aber diese Art Demut ist ein Zauberschlüssel für die Seele des Nächsten. Unter die Gnade, die Gott dem Demütigen geben will, ist auch das Vertrauen zu rechnen, das er bei den Menschen finden wird. Ein stolzer Mensch ist nie ein rechter Menschenkenner. Ihm schließt sich niemand auf, denn niemand findet ihm gegenüber den Mut, sich frei zu geben, wie er ist. Der Stolz ist immer ein Angriff auf das Herz des andern. Wo aber ein Angriff droht, wird die Brücke aufgezogen und der Verkehr gesperrt. Unter den Augen des Demütigen dagegen kommen die Gedanken, Regungen, Grundsätze hervor, wie die Blumen, auch die giftigen, unter den Strahlen der Sonne.

Darum: der Mensch prüfe sich selbst, und er wird Menschenkenntnis erlangen.

P D

Brauchen wir ein „neues Dogma“?

5. Wie dünket euch um Christus?

(Erste Hälfte)

An einem Beispiel sollte zum Abschlusse dieser Betrachtungen gezeigt werden, wie die Rede von einem „neuen Dogma“ gemeint ist. Daraus wird am besten erhellen, daß es sich um nichts andres handelt, als was sich aus der lebendigen Mitte der apostolischen Verkündigung ergiebt und dem Sinne der Reformation wie den Bedürfnissen des evangelischen Christentums entspricht. Die Lehre von Christus habe ich aber als Beispiel gewählt, weil sie das Grunddogma der Kirche ist. Was sich daran nachweisen läßt, dafür wird Allgemeingiltigkeit in Anspruch genommen werden dürfen. Und dann: die Lehrverbessrung der Reformation hat dieses Dogma unberührt gelassen. Auch aus diesem Grunde eignet es sich für unsern Zweck. Denn es soll ja gezeigt werden, daß eine Veränderung der gesamten Lehre, auch der Sätze, die zunächst unverändert blieben, in der Konsequenz des evangelischen Christentums liegt.

Handelt es sich aber um die Frage, die wir als Ueberschrift gewählt haben, um die Frage: Wie dünket euch um Christus? Wes Sohn ist er? — so giebt es nur eine Antwort, die dem christlichen Glauben entspricht. Sie lautet: Er ist des lebendigen Gottes Sohn! Zu dieser Antwort muß und wird sich ein jeder bekennen, der sich mit Bewußtsein einen Christen nennt. Daß das Christentum nicht eine bloße Stufe in der religiösen Entwicklung der Menschheit bedeutet, daß es keinen Fortschritt giebt über Christum hinaus, daß wir im christlichen Glauben das Ziel aller Religion, Gott selbst und in ihm die ewige Wahrheit erreicht haben — das alles hängt an dieser Antwort. Das alles sind aber für einen Christen notwendige Gedanken, selbstverständliche Ueberzeugungen. Eben deshalb ist dies die einzig mögliche Beantwortung jener Frage, die es für einen Christen giebt.

Und wir brauchen nicht bei diesem Allgemeinsten stehen zu bleiben, wir dürfen es nicht. Daß wir ohne Umschweife zu einem Menschen anbetend sagen: Mein Herr und mein Gott! — zu einem Menschen, der eine wirkliche Persönlichkeit in der Geschichte unsers Geschlechts gewesen ist, das und das allein giebt unserm Glauben seine Vollendung und unsrer Religion ihren Anspruch an alle Menschen, das und das allein setzt unserm Haupte die Krone auf, die der Ruhm des Christen und der Stolz des Menschen ist.

Ja, Gott ist unendlich erhaben über der Menschen Thun und Wege; er wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann; seine ewige Macht und Gottheit ergreift unsre Seele, daß wir anbetend zur Erde fallen. Aber doch — er ist uns freundlich nahe, nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Wir dürfen sein Angesicht erkennen in den Zügen eines Menschen, der als unser Bruder in unsrer Mitte weilte und wandelte. Wir rasen nicht, wenn wir von der Liebe des ewigen Gottes reden, wenn wir uns ihrer getrösten in Not und Tod; unsre Zunge redet nicht irre, wenn wir von seinem heiligen und gerechten Willen sagen, der alle sittlichen Ordnungen trägt und stützt, aus dem sie alle stammen. O nein, wir reden in dem allen wahre und vernünftige Worte. Es ist wirklich so. Gott, die ewige Macht über alle Dinge, steht uns Menschen so nahe. Er hat Wohnung gemacht in einem aus unsrer Art, aus unserm Geschlecht. Als es ihm gefiel, sich in seiner Kreatur zu offenbaren, — er hat nicht die Berge auf einander getürmt und aus ihnen ein Thor gebaut, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, um dadurch zu uns zu kommen und seinen Einzug in unsrer Mitte zu halten — nein, in einem Menschen hat er sich kund gemacht als in dem auserlesnen Gefäße seiner Majestät und Gottheit. Denn dies, gerade dies ist es, was ihm und seinem ewigen Wesen entspricht.

Und dann wieder: wir Menschen sind schwache und vergängliche Geschöpfe. Der Schuld gar nicht zu gedenken, die wir auf uns geladen, oder der argen Gedanken des Neides und der Lust, die unsre Seele beflecken, des alles gar nicht zu gedenken — wir sind eine schwache und vergängliche Kreatur. Kein Mensch ist, den es nicht einmal überfallen hat wie ein gewappneter Mann, was von des Fleisches Ohnmacht und Vergänglichkeit geschrieben steht. Und wenn einer wäre, er dürfte nicht aufstehn und sagen, daß er erlebt hat, was eines Menschen ist. Denn er hätte es fürwahr nicht durchgekostet, das Los, das uns gefallen. Aber doch — uns ist ein Zugang eröffnet zu Gottes Herrlichkeit. Wir selbst, die wir geschaffen sind im Bilde dessen, der vom Staube genommen ward, wir haben eine solche Hoffnung, die nicht trügt: wir werden Ihn sehn, wie Er ist, wir werden Sein Bild tragen und Teil gewinnen an Ihm, dem ewigen Gott. Und nicht bloß das, wir haben in der Zeit den ewigen Ruf vernommen; der unvergängliche Same ist in die Seele gefallen; es lebt in uns, was nicht sterben kann; es wächst empor in Gottes Hut — und mitten in den menschlichen Dingen, in den einfachen täglichen Pflichten und ihrer Uebung, ohne Absondrung und Entfremdung aus den Wegen der Menschen, mitten und gerade darin spüren wir es, wie der neue Mensch die Glieder reckt und streckt, wie er festen Fuß gewinnt und sichre Hand, der neue Mensch, der aus Gott geboren ist, der neue Mensch, der die ewige und unverwelkliche Krone trägt, die Gott den Menschen in seinem Rat vor Anfang der Welt bestimmt hat. Darauf will es mit dieser schwachen und vergänglichen Kreatur hinaus. Das alles aber von ihm, der zu uns gekommen ist und in unsrer Mitte Wohnung gemacht hat. In ihm haben und fassen wir Menschen Gott, durch ihn kommen wir zu Gott, auf ihm beruht unser Vertrauen, daß wir in alledem nicht eitlen Phantasien nachjagen, sondern den Weg gehn, den Gott uns führt, uns führen will.

Es ist daher nicht anders, wie sehr wir es überlegen und bedenken, wir haben kein andres Wort und kein andres Zeugnis, wir müssen sagen: Mein Herr und mein Gott! Wollten wir es anders halten, wir würden uns an der Wahrheit versündigen, wir würden aus unserm Glauben, aus unsrer Erkenntnis den Edelstein ausbrechen, ohne dessen Glanz alles andre matt und tot wird. Ja mehr als das, wir würden den Grund aufreißen, auf dem wir stehn, den Trost unsers Gewissens wegwerfen und die Kraft unsers Lebens verleugnen. Und darum sagen wir getrost: es ist der Ruhm unsers Glaubens, der ihm den Sieg in aller Menschheit verheißt und verbürgt, daß wir zu einem Menschen sagen: Mein Herr und mein Gott! daß alle unsre Gedanken über Gott und göttliche Dinge, über den Ursprung des Daseins und das Ziel alles Wirklichen, daß sie sich alle um ihn bewegen, den Menschen Jesus Christus, unsern Herrn und unser Haupt.

Aber freilich, dieser Glaube an die Gottheit Jesu Christi bedarf nun der nähern Bestimmung. Es handelt sich in ihm nicht um einen Satz unter andern, die ein Christ anerkennt und bekennt, es handelt sich um den Mittelpunkt des gesamten christlichen Glaubensbekenntnisses. Sind daher Unterschiede im Glauben vorhanden, tritt uns das Christentum geschichtlich in mehreren, unter sich verschiednen großen Formen entgegen — dann wird auch dieser Glaube verschieden verstanden werden und verschiedner Deutung unterliegen. Das ist nicht anders möglich. Sonst wäre er nicht so wichtig, wie er es in der That ist. Zwar ist nur eine Deutung die richtige, nur ein Verständnis die volle, ungebrochne Wahrheit. Und es wäre zu wünschen, daß dieses Verständnis, diese Deutung in aller Christenheit herrschte. Es wäre zu wünschen — ja, denn wer wollte nicht die Einheit aller Bekenner seines Namens ersehnen? Aber es steht in Wirklichkeit nicht so. Es sind Irrtümer vorhanden und falsche Deutungen im Schwange. Das gilt überhaupt, es gilt auch in diesem, dem wichtigsten Stücke. Und wenn ihr sagt: Nein, in diesem Stück sind alle Kirchen und alle Christen einig, und wenn ihr uns auf das alte Dogma als die rechte, von allen anzuerkennende Form dieses Christenglaubens verweist, so müssen wir erwidern: Wir halten höher von dem Glauben an die Gottheit des Herrn, er ist uns die lebendige Mitte unsers ganzen Glaubens, nicht bloß eine Formel für eine ewige Voraussetzung desselben, sondern der wirkliche und wahrhaftige Mittelpunkt alles andern — wir können als evangelische Christen uns nicht am alten Dogma genügen lassen, weil es uns nichts als eine solche Voraussetzung bietet — seine lebendigen Beziehungen hat dies Dogma in der katholischen Kirche und nicht unter uns — wir haben erkannt, daß das evangelische Christentum nicht bloß

ein in einigen Punkten korrigirter Katholizismus ist, sondern ein Ganzes in seiner Art, aus Gottes Wort geboren und darauf gestellt — wir wissen, daß darum auch das Verständnis und die Deutung der Gottheit des Herrn neue Wege eingeschlagen hat.

Aber welches sind denn diese Wege? wie lautet das rechte und gesunde, das unserm, dem evangelischen Glauben entsprechende Verständnis der Gottheit des Herrn?

Sagen wir von einem wirklichen, von einem geschichtlichen Menschen Gott, so liegt darin ein Doppeltes. Wir schreiben ihm, diesem Menschen, ein Verhältnis zu Gott zu, das ihn heraushebt aus allen Menschen, ihn auf eine unvergleichliche Höhe stellt in Zeit und Ewigkeit. Anderseits aber, wir legen ihm eine Stellung in der Menschheit und zu der Menschheit bei, daß alle kommen sollen, um durch ihn Gott zu erkennen und in ihm Gottes gewiß zu werden. Beides hängt unter sich unzertrennlich zusammen. Weil er ein solches ewiges Verhältnis zu Gott hat, darum nimmt er eine entsprechende Stellung in der Menschheit ein. Und daran, daß dieses von ihm gilt, wird jenes andre offenbar. Aber wenn es sich um das Verständnis seiner Gottheit handelt, so ist dies Doppelte möglich, daß ich das eine oder das andre zum Ausgangspunkte nehme, daß das eine oder das andre meinem Glauben seinen lebendigen Inhalt giebt. Und nun wollen wir einstweilen sagen, daß das alte Dogma den erstern Weg einschlägt, während wir im evangelischen Christentum auf den letztern angewiesen sind. Ich meine: das ewige Verhältnis Jesu Christi zum Vater ist im alten Dogma der eigentliche und der ganze Gegenstand der Lehre; dem evangelischen Christentum dagegen entspricht es, seine Gottheit in ihren lebendig gegenwärtigen Beziehungen zu uns und unserm Glauben zu erkennen.

Jenes wird nicht bestritten werden. Jeder Kundige weiß, daß es sich so verhält. Alle Lehrverhandlungen, die zum Dogma führten, haben diesen Gegenstand gehabt. Daß er nach seiner Gottheit gleichen Wesens mit dem Vater sei, das wurde zuerst festgestellt. Und wie wir uns das Verhältnis seiner Gottheit zu seiner Menschheit, seiner göttlichen zu seiner menschlichen Natur zu denken haben, darüber wurde alsdann verhandelt. Alles tritt unter diesen Gesichtspunkt, wird von da aus verstanden und gedeutet. Sein Leben in der Welt hat für die Lehre keine selbständige Bedeutung. Der Bericht über dasselbe kommt nur als eine Sammlung von Beispielen in Betracht, mittels derer die verschiednen Meinungen über sein Verhältnis zum Vater und über die Verbindung der Naturen in ihm bewiesen oder widerlegt werden. Die Auferstehung und Verklärung ist nichts als die selbstverständliche Folge seiner Menschwerdung. Ihr ein besondres Gewicht beizulegen fällt niemandem ein, es ist auch durch die ganze Anlage der Lehre ausgeschlossen. So ist das alte Dogma von der Gottheit des Herrn angelegt, in diesem Sinne verläuft es.

Aber wir evangelischen Christen sind darauf angewiesen, uns seine Gottheit in den lebendigen Beziehungen zu uns und unserm Glauben gegenwärtig zu halten. Das fordert der Standpunkt des Glaubens, auf den uns die Reformation gestellt hat. Eben deshalb müssen wir ein andres Verständnis der Gottheit des Herrn suchen, als das ist, welches das alte Dogma zum Ausdruck bringt. Wohlverstanden, wir bestreiten jetzt das alte Dogma nicht, wir lassen das Urteil darüber einstweilen auf sich beruhen, wir sagen nur, daß es nicht geeignet ist, den Inhalt des evangelischen Glaubens zu bilden; wir folgern daraus, daß es diesem Glauben entspricht, ja daß er es schlechterdings fordert, von einer andern Seite in das Verständnis der Gottheit des Herrn einzudringen. Nämlich eben von der Stellung aus, die er um deswillen zu uns und unserm Glauben einnimmt.

Geschieht das aber, so ergiebt sich ohne weitres, daß wir den verklärten Herrn, das lebendig gegenwärtige Haupt seiner Gemeinde im Auge haben, wenn wir uns zu seiner Gottheit bekennen. Denn der Glaube hat es nicht mit den ewigen Geheimnissen der Gottheit, sondern mit der offenbaren und gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun. Diese Wirklichkeit ist aber der Herr als das verklärte Haupt aller, die durch den Glauben mit ihm eins geworden sind. Sagen wir zum Menschen Jesus Christus: Mein Herr und mein Gott, so ist er es, den wir meinen, der auferstandne und verklärte Herr, der in Gott ist, aus dessen Fülle und Kraft wir Christen sind, wozu uns Gott gemacht.

Eine ganz andre Bedeutung gewinnt aber für diesen Glauben das geschichtliche Lebensbild des Herrn, wie es uns die Evangelien zeichnen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß das alte Dogma sich nicht ohne weitres damit reimt, daß es nur mühsam damit ausgeglichen werden kann. Denn das wird heute allgemein anerkannt. Es giebt keinen namhaften orthodoxen Theologen der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit, der nicht die Nötigung empfunden hätte, hier bessernde Hand anzulegen, der eine so, der andre anders. Ob diese Versuche ausreichen, ob sie im alten Zusammenhange überhaupt gelingen können, das untersuchen wir jetzt nicht. Uns kümmert nur das Zugeständnis, das darin liegt, und weiter das andre, daß es auch so bei einem mehr oder minder mühsamen Ausgleich zweier eigentlich einander nicht entsprechender Größen bleibt. Man bedenke: das evangelische Lebensbild Jesu Christi ist wohl das wertvollste Besitztum der Christenheit. Wer kann ermessen, welche Wirkungen und welche Segnungen all diese Jahrhunderte hindurch davon ausgegangen sind. Und die Lehre eben von Christo ist das Grunddogma der Kirche. Aber beides verträgt sich nicht mit einander, sondern muß erst mit einander ausgeglichen werden. Ich frage: ist das in der Ordnung? Ich frage: ist es nicht eine zwingende Forderung, darin Wandel zu schaffen? d. h. die Lehre von Christo, von seiner Gottheit so zu gestalten, daß sie an diesem evangelischen Lebensbilde des Herrn ihren Hauptinhalt hat? Nun wohl, gehen wir davon aus, daß es der verklärte Herr ist, das lebendige Haupt der Gemeinde, zu dessen Gottheit sich der Glaube unmittelbar bekennt, dann sind wir in der Lage, das evangelische Lebensbild des Herrn dem Zusammenhange des Glaubens einzufügen. Ja viel mehr als das, wir sind dann schlechterdings mit unserm Glauben darauf angewiesen.

Denn wir müssen dann sofort hinzufügen: es sind die festen Züge seines geschichtlichen Lebens, die dem Glauben an seine Gottheit allererst Haltung geben und Gestalt. Es handelt sich nicht um leere Einbildungen, die jeder sich macht nach seiner Phantasie, es handelt sich um die Wahrheit nach Gottes Wort. Nicht dazu sind wir angewiesen, uns ein sinnliches Bild von dem Herrn in seiner Verklärung zu machen und nun nach Willkür auszumalen, wie sich der Verkehr der Seele mit ihm gestalte. Dergleichen ist vielmehr schlechterdings ausgeschlossen. Wir haben uns den geistigen Inhalt seines verklärten göttlichen Lebens an seinem geschichtlichen Lebensbilde verständlich zu machen. Ueberschreiten wir diese Regel, dann verlassen wir Gottes Wort und geraten auf die Irrwege eitler Phantasien. Bleiben wir dagegen bei dieser Regel, dann haben wir daran eine feste Form für die unserm Glauben geschenkte Wahrheit, eine Richtschnur für unsre Erkenntnis und ihre Aneignung, ein Gesetz für unser innres Leben, d. h. wir haben daran das Dogma, wie es der Glaube braucht und wie es der evangelische Christ nicht entbehren kann.

Die Offenbarung Gottes ist der Inhalt unsers Glaubens. In der heiligen Schrift, im Neuen Testament vor allem ist sie uns gegeben. Dies Wort ist es, das den Glauben weckt und woran sich der Glaube nährt. Wir finden da zuerst das Evangelium in seiner vierfachen Gestalt. Wir lesen es im Glauben an die Gottheit des Herrn, d. h. wir sind uns dabei bewußt, daß es mit diesem Leben auf die Erhöhung und Verklärung in Gottes Herrlichkeit abgesehn ist. Nicht von seinem ewigen Ursprung und dem darin beschlossnen Geheimnis gehn wir im Verständnis seiner Gottheit aus, sondern diese Abzweckung und dieser Abschluß desselben macht uns seine Gottheit verständlich. Wir lesen das apostolische Zeugnis von Christo. Wir lernen von den ersten Zeugen, wie wir als die Gläubigen zu ihm stehn, durch den Glauben mit ihm verbunden sind zur Einheit eines Lebens, als die Glieder am Haupte hängen, durch ihn und mit ihm selber des göttlichen Geistes und Lebens teilhaftig, in Hoffnung der göttlichen Herrlichkeit gewiß. Aber sein geschichtliches Leben ist uns dabei gegenwärtig als die wahre Offenbarung Gottes und göttlichen Lebens. Und in dem allen

haben wir den Inhalt unsers Glaubens an die Gottheit des Herrn. Er hat nicht bloß „Anknüpfungspunkte“ in den Aussprüchen der Apostel, er ist nicht bloß „seinen Grundzügen nach“ in der Schrift enthalten. Er ist aus der lebendigen Mitte der heiligen Schrift geschöpft, er umfaßt die Hauptsumme dessen, was uns in ihr, im Neuen Testamente — denn dieses kommt hier der Natur des Gegenstandes nach vorzüglich in Betracht — an Wahrheit gegeben ist. Und indem wir so lehren, sagen wir nicht bloß, sondern machen Ernst damit, daß die Artikel des Glaubens durch Gottes Wort gestellt werden, durch sonst nichts im Himmel und auf Erden.

Vor allem aber: dieser Glaube an die Gottheit des Herrn ist Glaube im vollen Sinne des Wortes. Denn er enthält zugleich ein Gesetz für das innre Leben. Das Bekenntnis zum Glauben ist das Bekenntnis, daß wir uns diesem Gesetz zum Gehorsam verpflichtet wissen und daß wir ihm zu gehorchen trachten. Daher wir es niemals in den Mund nehmen können, ohne der Bitte eingedenk zu bleiben: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!

Ein Gesetz für das innre Leben! Denn der Glaube bedeutet nicht bloß, daß ich für wahr halte, es sei ein Mensch gewesen von Gott gesandt, den habe er auferweckt und erhöht zu der Rechten seiner himmlischen Majestät, und dieser Mensch sei nun, wie er aus Gott geboren, göttlichen Lebens und göttlicher Ehre teilhaftig. Nein, der Glaube bedeutet, daß ich mich selbst hineinrechne in diesen Lebenszusammenhang, der über alles, was Welt heißt, hinausragt in Gott selbst und in die Ewigkeit hinein. Er bedeutet, daß ich ein Leben kenne, das über die Welt erhebt und von der Welt befreit, daß ich kraft meines Glaubens durch Jesum Christum in Gott bin, daß ich lebe aus seiner Kraft, daß ich gewißlich hoffen darf, als seines Leibes Glied an seiner Verklärung und Gottes Herrlichkeit Teil zu gewinnen. Und wiederum, wenn ich mich mit diesem Glauben an das geschichtliche Lebensbild des Herrn gebunden weiß, so bedeutet das nicht, daß ich mir vorhalte, wie ein reines Leben im vollkommnen Gehorsam ihm, der von Gott kam, der Weg zum Throne Gottes ward. Nein, es bedeutet, daß ich mich verpflichtet halte und verpflichtet weiß, im Gehorsam meines irdisch-sittlichen Berufs die mir gewordne Freiheit zu bethätigen. Es bedeutet, daß ich schlechterdings geschieden bin von allen Versuchen, durch selbstgewählte Mittel der Heiligkeit nach der Vollkommenheit zu streben, daß ich nichts Höheres kenne als die einfachen sittlichen Pflichten des täglichen Lebens, daß ich ihre Erfüllung als die unbedingte Richtschnur meines Handelns erkenne, von der ich niemals abweichen darf; es bedeutet, daß ich weiß, wie Christus in uns allen und auch in mir auf diese Weise mit seinem göttlichen Leben zur Erscheinung kommen und Gestalt gewinnen will, er das Haupt in uns den Gliedern. Das ist der evangelische Glaube von der Gottheit des Herrn.

Aber da wird nun der Einwand gemacht werden, das alles habe keine Grundlage und keine Gewähr der Wahrheit, wenn nicht feststehe, daß Jesus seinen Ursprung und den Anfang seines irdischen Lebens von oben habe und nicht von unten. Und darin liegt etwas, dem sich die Wahrheit nicht absprechen läßt. Wenigstens ist es auch nach meiner Einsicht eine unabweisbare Konsequenz des Glaubens an die Gottheit des Herrn, daß er, daß seine geschichtliche Person in einem einzigartigen und unwiederholbaren Wesenszusammenhange mit Gott steht. Wir können nicht zu einem Menschen Gott sagen — das Wort ist zu groß und zu gewichtig —, wenn wir nicht wahrhaftig meinen, daß der ewige Gott selber in ihm zu uns gekommen ist und in ihm mit uns verkehrt. Und zwar ist es der Glaube, der zu einer solchen Folgerung treibt. Nicht als wenn nun die nähere Beschaffenheit dieses besondern Verhältnisses Jesu zu Gott eigentlich Gegenstand des Glaubens wäre. Das so wenig, als es Gegenstand der Offenbarung war oder sein konnte: der Herr hat es nirgends zum Gegenstande seiner Mitteilung und Belehrung gemacht; wir hören auch bei Johannes nichts andres, als daß er und der Vater eins sind, daß er von Gott ausgegangen ist. Aber die Thatsache als solche liegt als Voraussetzung in allem seinen Reden und Wirken mit darin, tritt uns darin entgegen, wird uns kund als der verborgne Quell, aus dem sein Leben strömt. Und so kann die Beziehung auf diese Thatsache auch im Glauben nicht entbehrt werden. Darin, daß er sie festhält und bekennt, wird erst klar, wie ernsthaft und mit welch durchschlagender Energie dieser Glaube gemeint ist. Ich sage das nicht, um andre und ihren Glauben zu richten. Ich weiß, daß dergleichen Zusammenhänge in jedem Einzelnen eine Verschiebung erleiden können und oft genug erleiden. Aber ich zweifle nicht, daß sie nichts destoweniger gelten und sich im großen und ganzen doch durchsetzen. Und hier ist ein solcher innrer Zusammenhang. Glauben wir an die Gottheit des Herrn, so glauben wir auch an seinen Ursprung von oben her, aus Gott. Er war ein Mensch — gewiß, daran hängt unser Heil. Aber er war der Mensch, in welchem die Menschheit mit sich zusammenzufassen Gottes ewiger Wille war, das göttliche Haupt der gottgeeinten Menschheit — daran hängt unser Heil nicht minder. Und so ist diese Einheit Gottes mit dem einen Menschen Jesus Christus eine Thatsache, die im Zusammenhange des Glaubens schlechterdings nicht entbehrt werden mag.

Allein, weiter geht nun der Glaube nicht. Er bewegt sich um diese beiden Punkte, um das verklärte Haupt der Gemeinde und das geschichtliche Leben des Herrn. Er rundet sich darin ab, daß er den Ursprung Jesu aus Gott behauptet und bekennt. Er gewinnt hierin seine Energie und setzt hiermit sein Recht durch, wirklich und wahrhaftig von der Gottheit des Menschen Jesus zu sagen und zu rühmen. Weiter geht er nicht. Was dann anhebt, wenn man sich nun diesen Ursprung Jesu Christi aus Gott verständlich zu machen oder zu erklären versucht, das sind theologische Spekulationen, Professorenweisheit, Gedanken, die man sich über den Glauben macht, aber nicht mehr der Glaube selbst.

Und wie der Glaube, so das Dogma, das alle verbindet und alle verpflichtet. Den Inhalt des Glaubens faßt es in bestimmte Formen und Formeln, die geeignet sind, solchen Glauben allen nahe zu bringen, ihn in allen zu wecken und zu nähren, und damit alle dem innern göttlichen Lebensgesetze zu unterwerfen, das in diesem Glauben enthalten ist. Was darüber hinausgeht, das gehört so wenig in das Dogma, als es Sache des Glaubens ist.

Nicht als wollten wir überhaupt verwehren, daß man sich Gedanken über den Glauben macht und der Frage nachgeht, wie wir uns den Ursprung des Heilands aus Gott zu denken haben. Das nicht. Ein solches Verbot würde auch nichts nützen. Wir Menschen lassen uns und unserm Denken keine willkürlichen Schranken ziehn. Und so wird es in der Christenheit immer dabei bleiben, daß solche sind, die dies Geheimnis ihrem Denken zu vermitteln suchen. Wie können wir uns das Leben des Herrn als ein wahrhaft menschliches und doch von Anfang aus der Einheit mit Gott sich entwickelndes vorstellig machen? In welcher Weise haben wir zum Ausdruck zu bringen, daß es, obwohl ein geschichtlicher Verlauf im vollen Sinne des Wortes, doch eine ewige Quelle hat über alle Zeit? Das sind Fragen, denen das Nachdenken der Christen sich immer wieder zuwenden wird. Wir sind an unserm Teile geneigt, in ihrer Erörterung die äußerste Vorsicht zu empfehlen; wir möchten bei jedem Schritte, der auf diesem Wege gethan wird, daran erinnern, daß wir Kinder der Zeit den Zusammenhang von Zeit und Ewigkeit niemals ergründen werden, daß hier, gerade hier unserm Erkennen bestimmte Grenzen gezogen sind. Aber das mögen andre anders halten. Sie mögen meinen, mit Gedanken und Worten fester zugreifen zu dürfen. Jeder bringt seine Denkgewohnheiten mit an die Aufgabe heran. Daß hierin Einheit herrsche, ist nicht gefordert. Bei aller Einheit des Glaubens haben hier Differenzen Raum. Denn der Glaube hat es mit dem allen nicht zu thun. Er diskutirt nicht; Probleme lösen ist seine Sache nicht. Er bekennt nur die Wahrheit, die ihm gegeben ist. Und das ist die Wahrheit, von der wir eben hörten; jenes Weitere sind menschliche Gedanken über den Glauben. Beides darf nicht mit einander vermischt werden.

Auch in der heiligen Schrift verhält es sich nicht anders. Der Glaube an die Gottheit des Herrn, wie er eben beschrieben

worden, ist kein andrer als der Glaube, den die Männer des Neuen Testamentes bezeugt und bekannt haben. Wer ihn teilt, nimmt dieselbe Stellung zum Herrn Christus ein, wie diese, seine ersten Zeugen und Bekenner. Und wenn er dann auf solchen Glauben hin in zweiter Linie sich Gedanken macht über das Geheimnis des göttlichen Ursprungs Jesu, so folgt er auch darin den Spuren der Apostel. Auch bei ihnen sind diese Aussprüche das Zweite und Abgeleitete, wie sie denn überhaupt spärlich genug sind, während in der Verkündigung des verklärten Herrn, der kein andrer ist als der geschichtliche Jesus, der volle Pulsschlag des weltüberwindenden Glaubens lebt. Richten wir uns denn danach, ordnen wir das Dogma in diesem Sinne, so haben wir daran die dem Glauben entsprechende reine Lehre nach Gottes Wort. Wir machen auf diese Weise Ernst mit dem Grundsatze, daß nur das Wort Gottes Artikel des Glaubens stellt und sonst nichts, kein Papst und kein Engel, keine irdische noch himmlische Gewalt. K J

Das Durchdringen der Lutherischen Reformation in Deutschland

3. Gegensatz der Wittenberger und der Züricher Reformation. Kampf der beiden um die Ausbreitung über Oberdeutschland und die Führung der Reformation. Politischer Stillstand der Züricher Reformation. Anschluß der oberdeutschen Städte an Wittenberg

Zwischen den Gebieten der täuferischen und der Lutherisch-Zwinglischen Reformation haben sich in denselben Jahren 1525—29 Verwicklungen angebahnt, die sich durch die Ausbreitung beider und die Stellungnahme der Obrigkeiten zur Sache der Reformation ergaben.

Die Lutherische Reformation hatte bis dahin ihren Mittelpunkt und festen Halt in den fürstlichen Gebieten Nord- und Mitteldeutschands, vor allem in Kursachsen und Hessen, sowie in einer Anzahl Städte. In Süddeutschland besaß sie von Fürstentümern nur Brandenburg-Ansbach, daneben einige Städte, wie Nürnberg, Nördlingen, Straßburg, Ulm. Seit 1526 hatten sich eine Anzahl dieser Fürsten (Sachsen, Hessen, ein Mecklenburger, zwei Braunschweiger, ein Anhalter und dazu die Grafen von Mansfeld) im Gothaer oder Torgauer Bunde zur Verteidigung gegen die drohende Vergewaltigung durch den Kaiser vereinigt: die religiöse Interessengemeinschaft war damit zugleich zur politischen ausgewachsen. Die Städte aber hielten sich mit Ausnahme des besonders bedrohten Magdeburg noch fern. Der ständische Gegensatz zwischen Fürsten und Städten war noch stärker als die religiöse Gemeinschaft.

Zur selben Zeit hatte sich auch im Südwesten eine ähnliche Veränderung vollzogen. Zürich war nicht mehr die einzige Stadt, in der sich die Zwinglische Reformation durchgesetzt hatte. Infolge der Berner Disputation vom Januar 1528 hatten auch eine Anzahl benachbarter städtischer Gemeinwesen, vor allem Bern und Basel, dieselben kirchlichen und bürgerlichen Aenderungen wie Zürich vorgenommen. Eine engere politische Verbindung mit Zürich war auch hier die Folge. In Zwinglis „evangelischem Burgrecht“ schlossen sich Ende 1527 und Anfang 1528 Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, sowie das nicht zur Eidgenossenschaft gehörige Konstanz zusammen. Die bis dahin im Norden wenig beachtete Züricher Bewegung gewann dadurch ein ganz andres Aussehn. Dem überwiegend norddeutschen Gebiete der Wittenberger Reformation, die im Gothaer Bündnis ihre politische Einigung erhalten hatte, tritt im evangelischen Burgrecht dasjenige der Züricher Reformation im äußersten Südwesten zur Seite.

Die Unterschiede zwischen den beiden Gebieten sind freilich in den evangelischen Grundgedanken teils überhaupt nicht vorhanden, teils hinter der Fülle des Gemeinsamen verschwindend. Aber in der praktischen Gestaltung der gottesdienstlichen Reform und des Gemeindeaufbaus sowie in den äußern politischen Verhältnissen treten sie doch recht bedeutend hervor.

Das Gebiet der Wittenberger Reformation ist ganz vorwiegend fürstlich; das der Züricher umschließt nur städtische Republiken. Dort ist man durch Ueberlieferung, eigne Ueberzeugung und politische Verpflichtung auf eine durchaus konservative Politik gegenüber dem Reich, dessen Glied man ist, angewiesen und muß in der Opposition tausenderlei Rücksichten nehmen. Die eidgenössischen Republiken dagegen haben die Stellung zum Reich schon im Laufe des letzten Jahrhunderts fast völlig gelöst und sind so gut wie selbständig. Kaiser und Reich sind ihnen fremde Mächte. Hier kann also eine etwaige evangelische Politik vollständig frei und rücksichtslos vorgehen.

Auf praktisch kirchlichem Gebiet aber war man zwar in Zürich langsamer zu gottesdienstlichen Aenderungen vorgeschritten, aber nur um sie dann desto methodischer und gründlicher vorzunehmen. Während man in Wittenberg den ganzen Aufbau des alten Gottesdienstes stehen ließ, nur einzelne Stücke ausbrach und durch neue ersetzte, wurde in Zürich an die Stelle des alten Ganzen ein neues Ganzes gesetzt, welches den veränderten Grundlagen entsprach.

Allein alle diese Unterschiede konnten zunächst keine Kluft zwischen den beiden Gebieten begründen. Eine solche lag aber nach der Meinung beider Teile, insbesondre der Wittenberger, in der Frage nach der Gegenwart Christi im Abendmahl, und erst hierdurch war die Scheidung der beiden Gebiete Thatsache geworden. Um dieser Frage willen standen sie sich gereizt und erbittert gegenüber.

Und zwar in einem höchst verhängnisvollen Augenblick. Denn der Friede von Barcelona 1529 hatte dem Kaiser freie Hand gegeben, um alles an die Durchsetzung des Wormser Edikts zu setzen. Die Freunde der Reformation waren also aufs dringendste darauf angewiesen, sich zusammenzuschließen.

Es ist bekanntlich nicht geschehen, vielmehr ist eben jetzt die Trennung grundsätzlich geworden.

Zwischen den Hauptmassen beider Reformationsgebiete lagen in der Mitte eine Anzahl oberländischer Reichsstädte: Straßburg, Ulm, Konstanz, Memmingen, Lindau. Ihre Reformation war von Wittenberger Einflüssen beherrscht, und gerade als die vorgeschobensten Posten waren sie den Wittenbergern von größter Bedeutung für die Zeit, wo auch in Südwestdeutschland die bisherige gewaltsame Niederhaltung der neuen Bewegung wegfiel. Aber alle wirtschaftlichen Verbindungen wiesen sie zugleich nach der Eidgenossenschaft, vor allem nach den Städten, die die ersten diesseitigen Punkte der großen Alpenstraßen bildeten, Zürich, Bern, Basel.

Und so konnte Zwingli die Hoffnung hegen, hier festen Fuß für seine Bestrebungen zu fassen. Wohl hatte ja Zürich nunmehr seit 1528 Bundesgenossen in der Eidgenossenschaft. Allein noch war er von Feinden rings umgeben und täglich bedroht. So faßte denn Zwingli den Gedanken, diese Gegnerschaft gewaltsam zu überwinden, die oberdeutschen Städte in die Eidgenossenschaft herüberzuziehen und so das Uebergewicht der Evangelischen dort aufzurichten.

Es war hierbei von größter Bedeutung, daß eben jetzt nach der Berner Disputation von 1528 diese oberländischen Städte die Zwinglische Abendmahlslehre annahmen. Sie sind damit nicht von der Wittenberger zur Züricher Reformation hinübergetreten. Der Typus ihrer gottesdienstlichen Reformen, wie die ganze Macht ihrer Vergangenheit erlaubt es auch jetzt noch, sie jenem Gebiete zuzuzählen. Aber es bestand ein Riß, und die neue Gemeinschaft mit Zürich zog um so mehr, je schroffer gerade um dieses „Abfalls“ willen Luther in der Abendmahlsfrage sich stellte. Auch politisch standen sie noch zwischen beiden Bündnissen. Aber schon war Konstanz dem Züricher Burgrecht beigetreten: es schien nur eine Frage der Zeit, daß die andern folgten.

Zwinglis Stellung war im Jahre 1529 noch günstiger geworden. Durch seinen Sieg über die fünf Orte hatte er den Rücken frei bekommen. So begann er jetzt eine evangelische Weltpolitik größten Stils, die der römischen des Kaisers die Spitze bieten sollte.

Er betrieb angesichts der drohenden Gefahr zunächst den Zusammenschluß der beiden evangelischen Bündnisse und fand im Landgrafen von Hessen einen begeisterten Freund dieses

Gedankens. Gleichzeitig trieb die drohende Gefahr die Städte Nürnberg, Ulm, Straßburg dem fürstlichen hessisch-sächsischen Bündnis zu. Eine ganz neue Gruppirung begann sich anzubahnen.

Da stieß nicht nur das Bündnis mit den Zürichern, sondern auch die Aufnahme der beiden oberdeutschen Städte in das hessisch-sächsische Bündnis auf den Widerstand der Wittenberger Theologen. Die religiöse Kluft in der Abendmahlsfrage war für Luther der Grund, für Melanchthon und nun auch den Kurfürsten der Vorwand, das Bündnis zu verweigern. Auch Nürnberg trat auf diese Seite. Der Landgraf suchte durch das Marburger Gespräch die beiden Kreise einander zu nähern und die Verschmelzung zuletzt doch zu ermöglichen. Es war umsonst. Zwingli und die Schweizer wurden schroff, die oberländischen Städte mißtrauisch abgewiesen. Die Schwabacher Artikel schlossen jeden, der nicht durchaus die Wittenberger Lehre teilte, vom Bunde aus. Das Lutherische Bündnis blieb in Süddeutschland auf Nürnberg beschränkt. Kurz darauf trat Ulm dem Züricher Burgrecht bei.

Auch die Verhandlungen zwischen dem Landgrafen und Zwingli waren noch nicht zu Ende. Beide betrieben mit Eifer, wenn auch mit verschiednen Zielen und in verschiednen Schärfegraden den großen Weltbund gegen die erdrückende habsburgisch-spanische Macht. Immer noch hegte Zwingli die Hoffnung, Hessen in das Burgrecht hinüberzuziehen und so die Wittenberger durch Vereinzelung zum Anschluß zu zwingen. Aber zu einem greifbaren Ergebnis kam es nicht. Der Reichstag von Augsburg 1530 zeigte schon in den drei dort überreichten Bekenntnissen die drei Gruppen, die sich auf dem Gebiete der Reformation gebildet hatten: die nord- und mitteldeutsche der Wittenberger mit ihrem Ausläufer nach Franken, Nürnberg und nun auch Brandenburg-Ansbach, vertreten durch die sogenannte Augsburgische Konfession; die Gruppe der oberländischen Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen, Lindau mit der Tetrapolitana, und die Züricher mit Zwinglis Fidei ratio ad Carolum Caesarem.

Der Verlauf des Augsburger Tages brachte die politischen Einigungsverhandlungen abermals in Fluß. Im November 1530 trat der Landgraf dem Burgrecht bei, und schon arbeitete man weiter an dem Zusammenschluß der beiden Gesamtgruppen. Die Oberländer suchten dieses Ziel durch neue religiöse Ausgleichsverhandlungen zu erreichen, und der Straßburger Theologe Butzer schlug hierfür eine Formel vor, welche von der Gegenwart des wahren Leibes und Blutes redete, ohne doch den Lutherischen Sinn wirklich auszudrücken. Von einer solchen Vermittlungsformel wollte Luther nichts wissen, weil sie ihm unwahr erschien. Und in Zürich sowie bei seinen eidgenössischen Freunden war man aufs höchste verstimmt, als eben diese Lutherisch klingende Formel in Oberdeutschland Aufnahme fand und bis hart an die Grenze der Eidgenossenschaft, bis Schaffhausen vordrang. Man bemerkte, wie gerade das Element, welches die Ausbreitung des Züricher Einflusses auf Kosten des Wittenbergischen am meisten gefördert hatte, seine Anziehungskraft zu verlieren begann. Man argwöhnte, die Vermittlungsformel werde nur zur Lutherischen Abendmahlslehre hinüberführen und dadurch den Sieg der Wittenberger in Süddeutschland nach sich ziehen. Von einem Bündnis auf Grund dieser Formel wollte man also durchaus nichts wissen. Aber man war in Zürich gegen das Bündnis überhaupt argwöhnisch geworden.

Inzwischen hatten sich die Stände der Augsburgischen Konfession zu einem neuen viel engeren Bunde zusammengeschlossen, dem von Schmalkalden (Dezember 1530). Da die Teilnehmer durchweg solche waren, welche einst die Konfession unterschrieben hatten, so kann man diese schon damals mit einem gewissen Recht als die religiöse Bundesurkunde bezeichnen. Trotzdem ist im März darauf die Aufnahme der Oberländer bloß gegen Unterschrift der Tetrapolitana erfolgt. Damit aber ist die politische Einigung der Oberländer mit den Wittenberg-Schmalkaldenern begründet. Ist dadurch der weitern Ausbreitung der Züricher Reformation auf deutschem Boden ein starker Riegel vorgeschoben worden, so ist bald darauf durch die Niederlage von Kappel und Zwinglis Tod (Oktober 1531) ihre Ausbreitung überhaupt zum Stillstand gekommen.

Dieser Augenblick ist entscheidend gewesen für die Stellung, welche das Luthertum in Deutschland einnehmen sollte. Das Burgrecht mußte auf Grund des der Kappeler Schlacht folgenden Friedens aufgelöst werden. Die Lutherischen Stände in ihrer Verbindung von Schmalkalden waren jetzt die einzige Schutzwehr der evangelischen Reformation in Deutschland. Die Oberländer konnten künftig nicht mehr daran denken, ihren politischen Rückhalt in der Eidgenossenschaft zu suchen. Wittenberg hatte die unbestrittene Führung der Reformation übernommen. Auch die Gedanken einer evangelischen Weltpolitik waren damit begraben; die kurzsichtige Haltung der Sachsen dem spanischen Kaiser gegenüber drang durch. M-G

Zum Verständnis Eduard Irvings

Ein Mann wie Eduard Irving, den Carlyle in seinem Nekrolog (Carlyles Miscellanies t. 5) als den größten religiösen Genius seit Luther preist, muß natürlich auch über die Grenzen seiner Zeit hinaus das Interesse nicht nur der Theologen, sondern überhaupt der religiösen Welt erregen. Dies um so mehr, wenn man seine Gestalt im Lichte seiner Freundschaft mit Thomas Carlyle betrachtet. Diesem Interesse, das gerade in der letzten Zeit wieder besonders rege geworden ist, kam die Abhandlung über Irving in Nr. 11 bis 13 dieser Zeitschrift entgegen. Wir möchten jenem Lebensbilde einige Züge der Ergänzung und, möge es gestattet sein, der Berichtigung hinzufügen und hoffen damit dem Herrn Verfasser des Aufsatzes sowie den Lesern dieser Zeitschrift zu dienen.

Ja wirklich, wir können und sollten uns bei Carlyle gar manchen merkwürdigen und wertvollen Aufschluß über das geistige Leben des nun zu Ende gehenden Jahrhunderts holen; und gewiß ist der ernste Jugendfreund auch ein treuer Zeuge und Berichter manchen wichtigen Zuges in Irvings Wesen und Leben. Aber ganz gewiß — und das werden alle zugeben — ist Carlyle kein kompetenter Beurteiler gerade der religiösen Anschauungen und Wege seines Freundes. Dazu gehört gleiche Stimmung der Seelen, ein gemeinsamer Boden der religiösen Ueberzeugung, die Möglichkeit, den andern in seinen Gedanken wenigstens zu verstehn. Wer aber dem positiven Christentum so fern steht wie Carlyle, der hierin also mit Irving nicht nur über Einzelheiten uneins war, sondern in diesem Kernpunkte seines Wesens geradezu sein Antipode und ihn bei seiner „ungeheuern innern Verschiedenheit“ einfach nicht verstehen konnte; ein Mann, der selbst sagt: „Die authentische Schrift des Höchsten! Ist sie nur in alten Büchern zu lesen? Steht sie nicht in den Sternen, in den Felsen, im Herzen, im Hirn jedes Sterblichen und zwar minder zweifelhaft als die vielen Erklärungen unterworfne Korintherstelle?“ — wir sagen, ein solcher Mann kann wohl einen Irving lieben und sein Freund sein, aber beurteilen, sein religiöses Wesen richtig beurteilen kann er nicht. Wir dürfen daher seinen Aeußerungen über diesen Gegenstand nicht zu viel Wert beilegen. Carlyle fehlte wirklich das Verständnis dafür.*)

Ebenso vorsichtig müssen wir mit dem Beifall sein, wenn wir Mrs. Oliphants, der Presbyterianerin, The life of E. Irving, die zweite Quelle jener Abhandlung lesen. Frau Oliphant war „Romanschriftstellerin“; jeder weiß aber, wie weit solchen Damen gerade in ihrer Beurteilung von Männern und den innern Beweggründen ihres Handelns und Leidens, zumal auf religiösem Gebiete zu trauen ist. Sie schrieb Irvings Leben mit liebevoller Bewundrung des Menschen und heiligen Mannes, mit größter Gründlichkeit und reichster Fülle des Materials, aber doch ohne eigentlich theologisches Verständnis. Dies dürfen wir eben von ihr nicht erwarten —

In jenem Aufsatze wurde des Gerüchtes Erwähnung gethan, Irving habe die Sündlosigkeit Christi geleugnet, und berichtet, daß er deshalb von seiner Kirchenbehörde in Anspruch genommen worden sei. Dies Gerücht verfolgt das Andenken dieses Mannes noch heute. Welche schreiende Ungerechtigkeit aber Irving geschieht, wenn man ihm eine derartige Gottes-

*) Vergl. jedoch den Aufsatz „Die Religiosität Carlyles“ in Nr. 19 d. Jahrg. D H

lästerung zur Last legt, beweist eine öffentliche Erklärung von ihm und seinen Kirchenältesten über diesen Gegenstand, vom 15. Dezember 1830, welches merkwürdige Dokument lebhaft an die Bekenntnisse und Kanones aus den Zeiten altkirchlicher Glaubenskämpfe erinnert. Es lautet:

Wir, Geistlicher, Missionar [Hilfsprediger], Aelteste und Diakonen der schottischen Nationalkirche in Regent Square, London, halten es für Pflicht gegen uns selbst, gegen unsre Gemeinde, gegen die ganze Kirche Christi und gegen alle redlichen Menschen, daß wir zu den schweren Beschuldigungen, die man aus Unwissenheit, Mißverstand oder böswilliger Verkehrung der Wahrheit über uns ausgesprengt hat, nicht länger schweigen sollten, und erklären deshalb feierlich:

Wir verwerfen und verabscheuen jegliche Lehre, durch die unser hochgelobter Herr und Heiland Jesus Christus irgend welcher Sünde, erblicher oder thätlicher, geziehen würde; vielmehr beten wir Ihn an als wahrhaftigen und ewigen Gott, eines Wesens und gleich mit dem Vater; welcher, da die Zeit erfüllet war, die menschliche Natur annahm mit allen ihren wesentlichen Eigenschaften und gemeinsamen Schwachheiten, doch ohne Sünde; wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch, doch ein Christus, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen; welcher in den Tagen Seines Fleisches heilig, untadlig, unbefleckt, voll Gnade und Wahrheit war; welcher durch den ewigen Geist sich selbst ohne Wandel Gott opferte; — das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, das Lamm ohne Tadel und Flecken, mit dessen Opferung der Gerechtigkeit des Vaters eine eigentliche, wahre und volle Genugthuung geschah. Und ferner erklären wir, daß all unser Friede im Gewissen, unser Fortschritt in der Heiligung und unsre Hoffnung ewigen Heils auf der Sündlosigkeit jenes Opfers und auf der Vollständigkeit jener Versöhnung beruht, die Er als unser Stellvertreter [substitute] gestiftet hat. Und endlich erklären wir feierlich, daß eben diese Lehren in unsrer Gemeinde jetzt wie jemals unverändert gelehrt und standhaft bekannt werden, in Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes und den Symbolen der schottischen Kirche.

Wie aber ist es zu erklären, daß ein derartiges Gerücht überhaupt entstehn, ja trotz obiger Erklärung und andern ausführlichen Darlegungen Irvings, wie „Die orthodoxe und katholische Lehre über die Menschheit des Herrn" 1830 und „Christi Heiligkeit im Fleische" 1831, nicht zu Ruhe kommen konnte, ja, daß Irving darum wirklich von seiner Kirchenbehörde verurteilt wurde? Es war eine Zeit des Kampfes. Der Streit zwischen Irving und seinen Gegnern drehte sich vor allem um die wahre Menschheit Christi. Diese betonte Irving in der ganzen biblischen Kraft und Wahrheit. Aber, wie es im Kampfe geht, er gebrauchte zur stärkern Hervorhebung dessen, was er sagen wollte, in seiner oft übertriebnen und ungezügelten Sprache bisweilen Ausdrücke und Erklärungen, die über das erlaubte Maß hinausgehend ganz gewiß nicht zu rechtfertigen waren und seinen Widersachern die willkommensten Waffen gegen ihn in die Hand drückten. Wer waren aber diese Gegner? Es waren Glieder und Vertreter der schottischen Kirche, einer Kirche die sich von Calvin herleitend die Lehrsätze der Dordrechter Synode angenommen hatte. In diesen aber wird die bekannte Gnadenwahl gelehrt, und daß das Versöhnungswerk Christi und sein sühnender Tod nur für die Auserwählten vollbracht worden sei, die Gott zur Seligkeit bestimmt und berufen habe. Gegen diese Lehre war schon in den zwanziger Jahren in Schottland unter Geistlichen und Laien eine heftige Opposition entstanden, welche die alle Menschen umfassende Liebe Gottes betonte und in Predigt wie Schrift laut verkündigte, daß Gott alle Menschen, nicht nur die von Ihm auserwählten, selig machen wolle, und daß Christus für alle Menschen gestorben sei. Von dieser Seite wurde auch die wahre Menschheit des Herrn betont, der, um uns zu erlösen und unsre menschliche Natur zu heiligen, in unser gefallnes Fleisch gekommen sei, auf daß er allerdinge seinen Brüdern gleich sei (Hebr. 2, 17) und versucht würde allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde (Hebr. 4, 15). Die ketzerischen, teilweise von der Kirche längst verworfnen und das ganze Heilswerk Christi abschwächenden oder geradezu zerstörenden Ansichten der Gegner über die menschliche Natur Christi, wie sie mit ihrer Lehre von der Gnadenwahl und dem Erlösungswerke zusammenhingen, bekämpften die Vertreter dieser Richtung mit Eifer. Dieser christologische Streit griff um seiner großen Bedeutung für den einzelnen und seine Ruhe und Seligkeit willen sehr um sich und erregte auch bereits in England Aufmerksamkeit. Hier war es nun Irving, der sich mit aller seiner Kraft und Energie in diesen Kampf stürzte. Er hatte die Kirchenväter der alten Zeit, besonders Augustin fleißig studirt; unter den Reformatoren liebte er am meisten Luther, dessen Werke er deutsch las und dessen lebendiges Gefühl für die menschliche Seite in der Person Christi ihn besonders ansprach. Der Verteidigung dieser altkirchlichen und allgemein anerkannten Wahrheit von der wahren Menschheit Jesu Christi hat Irving die beste Kraft seines Lebens gewidmet. „Mit langen Reihen von Autoritäten, die wohl schwer zu beseitigen waren, mit Zitaten aus den Vätern und Symbolen der ganzen Christenheit, mit Argumenten und Auslegungen der heiligen Schrift" (Oliph. II. 70) kämpfte er wie ein andrer Athanasius gegen die Bestreiter einer Grundsäule des Evangeliums. Seine schottischen Richter konnte er aber nun einmal nicht überzeugen, und so erfolgte seine Verurteilung und Ausstoßung aus der schottischen Kirche.

In Form und Ausdruck mag Irving, wie schon gesagt, viel gefehlt haben; was aber den Inhalt seiner Lehre von Christi Menschheit betrifft, so war er der treue Zeuge der Wahrheit, und schon heute sind in England wie in Schottland die Stimmen über die Rechtmäßigkeit jenes Prozesses und jener Verurteilung geteilt. —

Was nun Irvings Stellung zu der apostolischen Bewegung anlangt, so zeigte jener Aufsatz richtig, daß diese ganz unabhängig von Irving begonnen hatte, ja, daß Irving nur mit einem gewissen Widerstreben sich ihr immer mehr und schließlich vollständig angeschlossen hat. So widerlegt der Aufsatz selbst seinen Titel, welcher Irving den „Gründer einer Sekte" nennt. In der That ist diese Bezeichnung um ihrer geschichtlichen Unwahrheit willen durchaus unzutreffend und heute wohl auch nur noch in Konversationslexiken und ähnlichen Büchern zu finden, während jede Biographie Irvings und jede wissenschaftliche Arbeit über ihn ganz wie jene Abhandlung in dieser Zeitschrift nachweist, daß Irving nicht Stifter der Bewegung war, sondern sich ihr anschloß.*) Er war ein treues Werkzeug Gottes in ihr und hat sich mit aller Hingebung dieser Sache gewidmet. Aber er war nicht unter der Zahl der berufnen Apostel; ja, er starb noch vor deren Aussonderung. So sehr auch sein Andenken von den „apostolischen Gemeinden" in Ehren gehalten wird, so genießt doch weder seine Person noch irgend eine seiner Ansichten oder Schriften autoritative Geltung unter ihnen. Und darum ist die Bezeichnung der „apostolischen Gemeinden" als Irvingianer aus diesen geschichtlichen wie auch aus dogmatischen Gründen ebenso wenig richtig, wie die Bezeichnung dieser im eminentesten Sinne allgemeinkirchlichen Richtung als „Sekte." Beide Namen werden daher auch von den Gemeinden selbst auf das entschiedenste zurückgewiesen. Wie Irving selbst über die Verquickung seines Namens mit dem apostolischen Werke dachte, zeigt uns nachstehender Brief, den er kurz vor seinem Tode aus Glasgow schrieb:

O welcher Kummer ist es mir gewesen, daß mein Name auf eine so vertrauliche Weise mit dem Werke des Herrn verbunden worden ist! Oft habe ich in meinen Gebeten eine solche Scham und einen solchen Kummer darüber gefühlt, daß dieses Werk irgend einen andern Namen als den Namen Jesu tragen sollte, daß ich beinah zum Herrn gefleht hätte, lieber mich hinwegzunehmen, als daß der Name Seines hochgelobten Sohnes auf irgendwelche Weise verdunkelt werden sollte. Und es ist in der That mein vornehmster Trost, während ich von Euch, meinen lieben Kindern, und unsern Brüdern um uns herum so weit entfernt bin, daß es gesehn werden wird, selbst von den Feinden des Werkes des Herrn, wie wenig ich damit zu thun gehabt habe, wie wenig irgend einer von uns damit zu thun gehabt außer insofern, als wir es verdorben haben und ihm hinderlich gewesen sind.

Aber ebenso wenig wie Irving der Gründer dieser Gemeinden gewesen ist, ebenso wenig wurde er von ihnen „ausgestoßen," wie es in jener Abhandlung hieß. Das innige Verhältnis zwischen beiden bis zu Irvings Tod bezeugt obiger Brief. Irving war und blieb bis zuletzt Engel (der altkirchliche Name für Bischof) einer der sieben noch heute bestehenden apostolischen Gemeinden in London.

---

*) Der Herr Verfasser wird durch seine obigen Ausführungen schwerlich erreichen, daß die nicht der sogenannten apostolischen Gemeinde angehörigen Christen die ganze Bewegung nach dem hervorragendsten Manne, der ihr im Beginn angehört und Bahn gebrochen hat, zu benennen sich abgewöhnen. Wir unterbrechen und beanstanden aber seine weitern dankenswerten Darlegungen um so weniger, als ein bald folgender Aufsatz über Heinrich Thiersch unsre Stellung zur Sache deutlich bezeugen wird. D H

In jenem Aufsatze finden wir Sp. 257 die Stelle:

Statt ihn bei seiner Rückkehr [nach seiner Amtsentsetzung seitens seiner schottischen Kirchenbehörde] doppelt liebreich aufzunehmen, suspendirten ihn seine Propheten in nie aufgeklärter Weise, und er nahm in Demut und gläubiger Geduld die Buß- und Wartezeit bis zur Neukonsekration hin.

Wir sind in der Lage, diesen Vorfall aufklären zu können, und da er einen sehr wichtigen Moment in Irvings Leben betrifft, wollen wir jene Schilderung ergänzend kurz die Entwicklung der Dinge berichten. Irving hatte sich mit Eifer dem Studium der letzten Dinge zugewandt, was übrigens unter den Theologen Englands etwas ganz Gewöhnliches und nicht wie bei uns in Deutschland eine Ausnahme ist. In seinem „kindlichen, wörtlichen, erhörungsgewissen Glauben" nahm er freudig die Stellen der Bibel von den Zeichen der letzten Zeit und der Wiederkunft Christi in sich auf und kam wie so viele Erleuchtete jener Zeit aus den verschiedensten Konfessionen zu der Ueberzeugung, daß die „letzte Zeit" mit der französischen Revolution begonnen habe und Christi Wiederkunft nahe herbeigekommen sei. Auch die Verheißungen der heiligen Schrift von einer Vorbereitung der ganzen Kirche auf Christi Kommen, von einer Einigung, Reinigung und Neubelebung der Kirche durch ein besondres Wirken des heiligen Geistes, von der Erneuerung der Gaben der Weissagung, des Zungenredens sowie der andern Gaben des heiligen Geistes, und von der Wiederherstellung der kirchlichen Aemter, wie dies alles am Anfang in der Kirche gewesen, nahm er gläubig an. Als sich dies nun in Schottland und England vor seinen Augen thatsächlich entwickelte und in die Erscheinung trat, glaubte er, wie wir schon in jener Abhandlung hörten, darin nur die Erfüllung der biblischen Verheißungen und die Erhörung seiner Gebete zu erkennen, und schloß sich diesem Werke immer mehr an. Als er aber von seiner ordentlichen landeskirchlichen Obrigkeit in aller Form seines geistlichen Amtes entsetzt worden war, nahmen ihn die neuberufnen Apostel (nicht Propheten), unter die Irving sich nun stellte, freilich sehr liebreich auf, wagten es aber nicht, ihn ohne weitres ferner als Geistlichen fungiren zu lassen. Sie sahen sich nicht als solche an, die der Herr gesandt habe, die bestehenden Ordnungen zu stürzen, sondern zu stützen, und sie belehrten Irving, seine Amtsentsetzung, selbst wo sie noch so ungerecht über ihn verhängt war, demütig anzuerkennen und sich nicht einfach weiterfungirend frivol über sie hinwegzusetzen. Erst nachdem Irving der altkirchlichen Ordnung gemäß durch das Wort der Propheten berufen und durch die Apostel eingesetzt war, konnte er wieder sein geistliches Amt, nun unter diesen, verwalten. Und so ist es wirklich gekommen, daß Irving für eine kurze Zeit ohne Amtsthätigkeit dagestanden hat. Das Unerklärliche davon liegt aber nur darin, daß man die rücksichtsvolle Anerkennung der bestehenden kirchlichen Ordnungen, deren sich seine neuen Vorgesetzten befleißigten, nicht gekannt hat.

Was nun das in jener Abhandlung vielfach berührte Zungenreden, das dort oft mit Weissagen verwechselt ist, angeht, so erlaubt es der Charakter dieser Zeitschrift und der Zweck dieses Aufsatzes nicht, eine eingehende theologische Studie über diesen schwierigen Gegenstand anzustellen. Allein einiges möchten wir doch, wiederum um Irvings und seines Verständnisses willen, ergänzend und erklärend darüber bemerken. Denn so, wie es von Carlyle erzählt wird, erscheint das alles als der bare Unsinn, und es hat wohl kein Leser begreifen können, daß Männer wie Irving und nach ihm so manche englische und deutsche Theologen, Staatsmänner und Gelehrte, die sich im Laufe der Jahre den apostolischen Gemeinden angeschlossen haben, solche Dinge für wahr, ja für göttlich halten und sich öffentlich zu ihnen bekennen konnten. Aber gerade in bezug auf diesen Punkt sind Carlyles Bemerkungen völlig wertlos, da er vor allem „Wunderhaften" ein Grauen empfindend nur den reinen kritischen Verstandesmaßstab an eine Erscheinung legt, die nun einmal wie alle Erscheinungen des kirchlichen und religiösen Lebens nicht nur mit diesem, sondern auch noch mit einem andern, dem des innern Glaubenslebens gemessen werden muß. In Carlyles Augen konnte wie jedes Geheimnis des positiven Christenglaubens so auch das Zungenreden und Weissagen sowohl zu des Apostels Paulus als auch zu seiner Zeit nichts andres wie Unsinn sein.

Wir hören in dem ersten Briefe Pauli an die Korinther (12, 7—11), daß der heilige Geist den einzelnen Christen verschiedne Gaben mitteilt, die Gabe der Weisheit, der Erkenntnis, des Glaubens, so auch die der Wunder, der Heilung, in mancherlei Sprachen zu reden, die Sprachen auszulegen, zu weissagen, Geister zu unterscheiden (vgl. auch Röm. 12, 5—7). Wir hören ferner (1. Kor. 14. Apostelg. 21, 9. 1. Kor. 11, 4—5. 1. Thess. 5, 20), daß diese Gaben in den ersten Gemeinden wirklich ausgeübt wurden; ja Paulus giebt 1. Kor. 14 eine ausführliche Erklärung des Zungenredens und Weissagens und geradezu Anleitung zu ihrer praktischen und Gott wohlgefälligen Ausübung. Während Weissagung bekanntlich darin besteht, im Lichte und unter dem unmittelbaren Triebe des heiligen Geistes Worte in der Landessprache zu reden, die eingegeben werden und allen verständlich sind, so ist das Zungenreden ein geheimnisvolles Reden mit Gott in einer uns noch unbekannten Sprache, die von einem andern mit der Auslegung der Sprache Begabten in der Kraft des heiligen Geistes dann in die Landessprache übertragen wird. Vgl. hierüber das ganze Kapitel 1. Kor. 14, besonders V. 2—5:

Denn wer mit der Zunge redet, der redet nicht den Menschen, sondern Gott; ... im Geiste redet er die Geheimnisse. Wer aber weissagt, der redet den Menschen zur Besserung und zur Ermahnung und zur Tröstung. ... Ich wollte, daß ihr alle mit Zungen reden könntet, aber vielmehr, daß ihr weissagtet.

Dies alles sind geschichtliche Thatsachen aus den ältesten Zeiten der Kirche.

Irving und seine Freunde erwarteten nun, daß sich mit dem erneuten Wirken des heiligen Geistes zu ihrer Zeit auch diese seine Wundergaben wieder offenbaren würden, da sie in der Schrift keinen Anhaltspunkt dafür fanden, daß diese Gaben der Kirche nur für den Anfang verliehen und auf die erste Zeit beschränkt sein sollten. Im Gegenteil, sie fanden in dem prophetischen Worte der heiligen Schrift den Grund ihrer Hoffnung auf eine göttliche Erneuerung dieser Gaben. Sie erkannten endlich in den großartigen, tief ergreifenden und nur zum Lobe Gottes dienenden Weissagungen, wie sie damals an den verschiedensten Orten hervorbrachen, in dem merkwürdigen Zungenreden und in den wunderbaren Heilungen die göttliche Erfüllung ihrer Hoffnung und ihres Gebetes. In Schottland, England und Deutschland zeigten sich ziemlich zur selben Zeit die Anfänge dieses erneuten Geisteswirkens, das sich bald über die ganze Christenheit verbreiten sollte und aus dem dann im Verlaufe die Wiederherstellung auch der altkirchlichen Aemter und die Entstehung der heutigen „apostolischen Gemeinden" hervorging. Es mag sich, wie dies ganz natürlich ist, besonders im Anfang manches Menschliche, Mißbräuchliche und Entstellende da hineingemischt haben, was dann Carlyle bei seiner Be- und Verurteilung der ganzen Sache einseitig allein ins Auge gefaßt hat. Aber hören wir das Urteil eines lutherischen Pastors, der als Theologe und gläubiger Bibelchrist gründliche Forschungen über diese kirchengeschichtliche Erscheinung angestellt, und neben den mancherlei Schatten, die im Anfange sich zeigten, auch die Lichtseiten ernster Prüfung unterzogen hat. Er streitet wider den Anspruch jener Männer, denen Irving folgte, Apostel zu sein; über die Geistesgaben aber sagt er:

Dieselben die [wiedererweckten Geistesgaben] sind in dem Maße geschichtlich beglaubigt, daß sie leugnen nichts andres hieße, als der Geschichte ins Angesicht schlagen. Man könnte ebenso gut alles das in Abrede nehmen, was uns 1. Kor. 12—14 von Korinth berichtet wird, als die Wiedererweckung der Geistesgaben in Schottland und England bezweifeln. ... Auch der nüchternste Kritiker wird sich von der Wirklichkeit und Wahrheit überzeugen müssen. ... Und so war es hier. Es waren gläubige Christen, denen die Not der Kirche zu Herzen ging; und da wandten sie sich um Hilfe an den rechten Helfer und Retter, nicht an die Mächtigen dieser Erde, nicht an Fürsten und Minister, nicht an Staat und Polizei, sondern an das himmlische Haupt der Kirche. Und der Herr hörte ihr Flehn, ließ einen neuen Geistesstrom hervorbrechen und hub an, eine Reihe von Thaten unter ihnen zu thun, welche ihnen zeigen sollten, daß Er unter ihnen noch auf dem Plane sei. Und zwar geschahen diese Thaten ganz in derselben Reihenfolge, wie sie einst in den apostolischen Gemeinden geschehen waren. Zuerst wurde die Stimme der Weissagung wieder gehört, und bald fanden sich auch die andern

Gaben ein, die Gabe des Zungenredens, die Gabe der Auslegung der Zungen, die Gabe gesund zu machen und die Gabe, die Geister zu unterscheiden.

Hierauf folgt das merkwürdige und vollständig anerkennende Zeugnis eines englischen Philologen, „eines Augen- und Ohrenzeugen, der gekommen war, um sich über die wunderbaren Dinge, die da geschahen, ein Urteil zu bilden“, aus der Zeitschrift Morning Watch 2, 859. (L. Grote, Unter dem Kreuze 1886, Nr. 3—4.)

Angesichts solcher Zeugnisse sowie der Thatsache, daß diese Geistesgaben mit einer ganz überraschenden Ursprünglichkeit, nicht nur in Irvings Gemeinde, sondern vorher und nachher in den verschiedensten Ländern der Christenheit hervorbrachen und noch heute zur Erbauung Tausender von Christen ausgeübt werden, hat der Augenzeuge oder Historiograph dieser Ereignisse über Jane Welshs Wort: „Hätte er (Irving) mich geheiratet, so hätte es kein Zungenreden gegeben,“ nur ein Lächeln und Achselzucken als über thörichtes Reden einer eingebildeten Frau. —

Carlyle deutet am Schlusse seiner Aufzeichnungen an, als ob Irving durch traurige Erfahrungen unter seiner neuen Kirchenbehörde und in dem Werke, dem er sich angeschlossen hatte, unverhältnismäßig früh gealtert sei. Auch Frau Oliphant läßt dies durchblicken. Dem ist nicht so. Von Haus aus nicht von fester Gesundheit hatte Irving durch Predigt (er predigte zuweilen vier Stunden lang), Seelsorge und Schriftstellerei seine Kräfte über alle Maßen angestrengt. Dazu kam der heftige langjährige christologische Kampf, der den feurigen Mann bis in die innersten Fasern seines Wesens ergriff. Vor allem aber war es das tiefe Leid über seine ungerechte Verurteilung seitens seiner schottischen Mutterkirche, an der er mit der innigsten Liebe eines Sohnes hing, und der Schmerz über den Unglauben seiner Brüder dem Wirken Gottes gegenüber. Diese bittern Erfahrungen, die er machen mußte, griffen ihn im Innersten an. Oft sprach er es aus, der Unglaube und die Herzenshärtigkeit der Brüder habe ihm das Herz gebrochen.

Geschichtlich fest steht aber, daß es gerade seine Vorgesetzten und die Glieder seiner Gemeinde waren, die in ihn drangen, in Madeira oder sonst im Süden sich zu erholen. Eine mehr als genügende Summe wurde zu diesem Zwecke zusammengebracht und ihm angeboten. Er war nicht zu bewegen. Erst im Herbste 1834 unternahm er eine Reise nach Schottland. Er hoffte in der Heimat zu genesen. Kein Auftrag wurde ihm erteilt, wohl aber die Erlaubnis hier und da zu helfen, da der unermüdliche Mann ein wirkliches, ihm allein heilsames Nichtsthun nicht ertragen konnte. Er schonte sich nicht; körperliche und geistige Anstrengungen suchte er geflissentlich auf; er wollte seine Krankheit überwinden. Es gelang ihm nicht. Er starb am 7. Dezember 1834. „O die Tiefe des Friedens und der Freude in Christo Jesu!“ waren seine letzten vernehmbaren Worte.

Seit Luther hat es keinen gegeben, der mehr als Irving zum Parteihaupt und Führer einer großen kirchlichen Bewegung geeignet gewesen wäre. Er hatte ein Löwenherz; er war furchtlos und doch von fast weiblichem Zartgefühl, edel und großmütig, keiner Unwahrheit fähig, so arglos und zutraulich, daß der erste beste ihn hätte betrügen können — einmal, aber dann nicht wieder, von einem gewaltigen Geiste, in dem Energie und Beweglichkeit mit Tiefe gepaart waren. Seine geistige Konstitution könnte für eine vollkommne gelten, wenn sie überall im Gleichgewicht gestanden hätte. Aber unter seinen durchweg riesigen Kräften überwog die Phantasie doch alle andern. Dabei war nie ein Mensch fähiger, die Liebe aller zu fesseln, die in seinen Weg kamen. In keinem Punkte war die Hand Gottes bei diesem Werke mehr sichtbar als darin, daß ein so mächtiges Rüstzeug zur Förderung desselben gebraucht ward, ohne sich eine ungebührliche Leitung aneignen und zu einem Sektenhaupte sich erheben zu können.

Dieses Urteil Cardales (Letter on certain statements etc.), eines Mannes, der wie Carlyle und Oliphant Irving liebte, ihn aber auch in seinen religiösen Ansichten verstand und zu würdigen wußte, mag den Schluß dieser Aufzeichnungen über Eduard Irving bilden. Sie erschienen uns um der Wahrheit willen zur Ergänzung und teilweisen Berichtigung jenes ersten Aufsatzes, der Irvings Andenken ehren will und sein Bild uns liebevoll vor die Seele malt, notwendig. Dr. Paul Wigand

---

Der große Londoner Streik und die Kirchen

Die Arbeitseinstellung der Londoner Dockarbeiter hat auch in Deutschland lebhaftes Interesse erweckt. Die Gemüter standen bei uns noch unter dem frischen Eindruck des rheinisch-westfälischen Streiks, und zwischen beiden Vorgängen zeigten sich eigentümliche Aehnlichkeiten. Nicht nur die gewaltigen Menschenmassen, um die es sich handelte, der riesige Umfang der Einstellung an Mittelpunkten, die das ganze weitverzweigte System der modernen Industrie beeinflussen: für den aufmerksamen Beobachter war das Merkwürdige, hoch Erfreuliche der geordnete, legale Charakter der beiden Bewegungen; die kräftige allgemeine Sympathie der öffentlichen Meinung für die Feiernden, das Bemühen dieser, bei den Vertretern der bestehenden Gesellschaftsordnung Schutz und Recht zu finden, mit energischer Abweisung anarchistischer Einflüsse. Die ideale Seite, die einem Arbeiterausstande anhaften kann, hat wohl nie einen reinern Ausdruck gefunden als in den kurzen, gedrungnen Worten, die John Burns zum Schlusse des Streiks an seine Genossen richtete:

Vergeßt nicht, daß Wasser [Burns ist Abstinenzler] euch zum Siege geführt hat, nicht das Bier. Laßt die Reform der Lohnverhältnisse, die wir errungen, zum Anfang einer Reform bei euch selbst werden! Denkt an eure Frauen und Kinder! Der größte Genuß ist, den Unsern das Leben zu verschönen. Seid eingedenk, daß wir den Sieg nie errungen hätten, wenn wir nicht die thatkräftige Unterstützung unsrer besser gestellten Mitbürger genossen und wenn wir uns nicht streng in den Schranken des Gesetzes gehalten hätten. Der Streik bezeichnet eine neue Aera auch in dem Gefühl zwischen den Massen und den Klassen.

Und was für Massen sind das dort im Ostende Londons! Ein nüchterner Beobachter schildert (Spectator, 7. September), wie die Dockgesellschaften in verfehlten Spekulationen und Einrichtungen zu viel Geld vergeudet hatten, um einen vernünftigen Ertrag erwarten zu können. Um nun ihr Geschäft so rasch und billig wie möglich abwickeln zu können, haben sie eine Art Reservoir, eine Senkgrube angelegt für Gelegenheitsarbeit. Dahin fluten alle die herrenlosen Männer des Landes, darunter viele tüchtige Arbeiter, aber ohne Verwendung, viele mit keiner andern Gabe ausgestattet als mit kräftigen Gliedern; viele sind „nicht gehenkte Schurken, deren Tod ein Segen für die Gesellschaft wäre;“ eine schwüle, zuchtlose, halbgenährte Masse, groß genug, um eine ganze Armee zu bilden. Aus ihnen raffen die Vormänner der Docks jeden Tag den Bedarf an Arbeitskräften zusammen; hunderte stehen morgens an den Thoren, kaum der vierte Teil findet Arbeit und diese höchstens für vier Tage der Woche; Zwischenagenten sorgen noch dafür, daß der Lohn vollends zum Hungerlohne herabgedrückt wird. Was ein warmherziger Mann inmitten dieser Massen und beim Anblick ihrer ersten Erhebung empfinden mußte, drückt in ergreifenden Worten J. Chadburn, Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche, aus. Er schreibt (Christian World, 5. September):

Wade Arms, das Hauptquartier des Streikkomitees, steht nahezu im Schatten meines Pfarrhauses. Alle die Erregung, die mit der wunderbaren Erhebung der niedersten Klasse ungeschulter Arbeiter zusammenhängt, hat ihre Wogen und Wellen bis unter die Fenster meines Studirzimmers getrieben. Wahrlich in meinem ganzen Leben habe ich noch nie Aehnliches gesehen. Das Unmögliche ist wirklich geworden, und zwar mit einem Schlage. Was eben noch eine lose Masse war, vom Wind hin und her bewegt, ist nun plötzlich organisirt, beseelt, von einem bestimmten Ziele beherrscht. Erst vorgestern hatte ich Gelegenheit, mit dem Komitee zu verkehren und John Burns zu sprechen. Seit Jahren sagte ich, wir stehen am Rande eines Vulkans; diese ungeheuern Massen sind stark, aber stumpf. Was fehlte, war ein Mann mit jener magnetischen Persönlichkeit, jener klaren, metallnen Stimme, wie sie die Natur gebornen Führern giebt.

Chadburn ruft die Kirche zu nachdrücklichem, thatkräftigem Eintreten auf für die Forderungen der Docker (Beseitigung der Zwischenagenten; für die Stunde sechs Pence statt der bisherigen fünf; für Ueberarbeit acht Pence). Fügen wir noch bei, daß Chadburn in jenen Tagen es fertig brachte, etwa tausend Menschen den Tag zu speisen.

Wir sind damit schon angelangt bei der Stellungnahme der Kirchen zu dem großen Streik. In den ersten Tagen ging durch die Zeitungen die spöttische Frage: Wo sind die Kirchen? Wo spürt man etwas von ihrem Einfluß, ihrer

Thätigkeit? Mit Recht hat man sofort gesagt, daß schon in dem legalen Charakter des Streiks mit eine Frucht kirchlicher Thätigkeit offenbar werde, und alsbald traten die verschiednen Kirchengemeinschaften in bestimmte Aktion. Hervorragende Geistliche traten in der Presse in gemeinsamen Erklärungen für die Forderungen der Arbeiter ein; in den Kathedralen der Staatskirche wie in den Kapellen der Dissenter wurde für die Docker gesprochen. Ein Baptistenprediger gehörte dem Hauptkomitee an. Die Geistlichen mischten sich unter die Massen, beratend und beruhigend; was sie konnten, thaten die Kirchen, um „den Wolf von der Thüre der Docker fern zu halten." Die militärische Organisation der Heilsarmee und der Umstand, daß sie in den Dockbezirken Lebensmittelniederlagen besitzt, hat „General" Booth die Möglichkeit gegeben, jeden Tag 8—9000 Menschen zu speisen zu 1/2 Penny auf den Kopf. Außer Chadburn wären noch Geistliche jeder Richtung zu erwähnen, die Aehnliches leisteten. Man hat gesagt, ohne die nachdrückliche Hilfe, die durch Vermittlung der Kirchen eingriff, hätte der Kampf kaum so durchgeführt werden können; der Hunger hätte sich mit den Dockdirektoren verbündet.

Aber eigentümlich, so kräftig die beratende, werkthätige Teilnahme seitens der protestantischen Kirchen und ihrer Geistlichen war, eines fehlte, und das wurde schmerzlich empfunden: die eigentlichen Führer und Repräsentanten der Kirche, vor allem die Bischöfe der Staatskirche ließen sich nicht vernehmen. Im Manchester Guardian rief Dean Onkeley aus:

> Die Kirche und die Kirchen stehen unter dem Bann des Schweigens; die einzige und bezeichnende Ausnahme macht Kardinal Manning. Wenn die Kirche, die er repräsentirt, in der öffentlichen Wertschätzung durch sein Handeln einen Schritt vorwärts machen sollte, so können wir, deren Führer am Tage der Unterdrückung stumm geblieben sind, kaum die Stirn haben, es der römischen Kirche zu neiden.

Die radikale Pall Mall Gazette führte als Entschuldigung für die Bischöfe der Staatskirche höhnend an, daß ihr Haupt, der Erzbischof von Canterbury, durch die Natur seines Amtes zu eng mit den bestehenden Gewalten verknüpft sei. Aber, warf ein Dissenter ein, womit können wir Freikirchler uns entschuldigen? Warum sehen wir unsre Parker, Allen, Hannay u. s. f. nicht für die Docker eintreten? Der Bischof von London, Dr. Temple, ein klarsehender Mann, der schon Tüchtiges geleistet hat, kam bekanntlich von seinem Landaufenthalt nach London, um an den Ausgleichsverhandlungen teilzunehmen. Als sie zu scheitern schienen, reiste der Bischof wieder ab; der Lordmayor war nahe daran, dasselbe zu thun. — Die leitenden Männer der Freikirchen beriefen auf Freitag den 13. September eine Versammlung in den Citytempel. Es war das erste Mal seit Jahrhunderten, daß die großen Dissenterkirchen, Kongregationalisten, Presbyterianer, Baptisten und Methodisten so zusammentraten. Es fielen Reden, in denen der sozialpolitische Radikalismus dieser Kreise sich spiegelte. Zuerst müsse der Arbeiter genügend genährt sein, bevor der Arbeitgeber seine Hand in den goldnen Haufen tauche. Ein neuer Geist breite sich aus; die Aristokratie des Volkes, die Aristokratie der Arbeit, des Wohlwollens, der Menschlichkeit trete in den Vordergrund, um die Aristokratie der Trägheit und des Luxus abzulösen. Die Dissenter sollen sich vereinigen zur Bildung eines permanenten Sozialkomitees, damit sie in Zukunft durch das Auftreten ähnlicher Fragen nicht überrascht werden. Es wurde beschlossen, 1. eine Sympathieerklärung für die Docker auszusprechen, 2. Vorsorge zu treffen für nachhaltige Hilfe während der Wintermonate, wenn die Nachwehen des Streiks sich zeigen. — An demselben Abend noch meldete ein Telegramm, der Streik sei beendet.

In dem protestantischen England war die einzige Kirche, die in dem vor den Augen der Welt sich vollziehenden Ausgleich eine entscheidende Rolle spielte, die römische Kirche in der Person des Kardinals Manning. Durch einzelne Zeitungen ging die Notiz, der Streik sei von den Jesuiten angezettelt worden, damit sie in dessen Beschwichtigung einen Triumph feiern könnten — ein irriger, wenn auch bezeichnender Argwohn. Ein Drittel der Streikenden soll aus Katholiken, Irländern bestanden haben; mit den Dockgesellschaften stand der Kardinal in persönlichen Beziehungen durch seinen Vater und Bruder, die nach

einander Direktoren gewesen waren. Gleich einem Ketteler in Mainz hat Manning den sozialen Fragen besondre Aufmerksamkeit zugewendet, und Manning hat noch nie eine Gelegenheit versäumt, bei humanitären Bestrebungen sich in den Vordergrund zu drängen, um den Berg von Unpopularität wegzuräumen, der in den Augen des englischen Volkes auf seiner Person und seiner Kirche lag; Gründe genug, warum er auch diesmal so eingriff und — warum der protestantische Bischof von London sich in ein Wettrennen mit dem römischen Kardinal nicht einlassen konnte noch mochte. Selbstverständlich hört die englisch-römische Presse nicht auf, das Eingreifen des Kardinals zu verwerten, den „großen Alten" zu feiern, der eine wahrhaft historische Persönlichkeit geworden sei. Am lautesten aber schallt dieser Ruhm in der radikalen Pall Mall Gazette, nebenbei derselben, die am kräftigsten auf Deutschland und seinen Kanzler zu schmähen weiß. Sie schreibt:

> Die Rolle, welche der Kardinal-Erzbischof von Westminster, von jetzt ab in den Herzen seiner Landsleute der Primas von ganz England, gespielt hat, ist der Gegenstand reinster Befriedigung. Es ist ein Unglück, daß es heutzutage kein Mittel giebt, in dem das Gefühl des Volkes den entsprechenden religiösen Ausdruck finden könnte. Sonst müßte der Schluß des Streiks mit einem großen Gottesdienst gefeiert werden, welchen der Kardinal in der [protestantischen] St. Pauls-Kathedrale leiten würde. Dorthin müßten die Vertreter aller Gewerkschaften marschiren in Prozession mit Bannern und Banden, um in ehrfürchtiger Frömmigkeit in den lauten Dank des Te Deum einzustimmen. Jedoch die Kirche hat die Fühlung mit dem nationalen Leben verloren, und es sei denn, daß der Kardinal sie wieder zurückbringen kann, so muß eine solche Vision das unerfüllbare Ideal einer frommen Phantasie bleiben.

Präsident Norwood, der auf Seiten der Dockgesellschaften durch seine Schärfe wohl am meisten schuld war, daß der Ausstand so lange währte, hielt am 3. Oktober eine Versammlung der Aktionäre; er warf einen, natürlich völlig düstern Rückblick auf den abgelaufnen Streik und erklärte, die öffentliche Meinung habe kein richtiges Verständnis für den Streitfall gehabt, und namentlich die jüngere Geistlichkeit habe von Anbeginn mit den Streikenden sympathisirt. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß diese „jüngere Geistlichkeit" in der Hauptsache jenen protestantischen Kirchen angehört, deren Teilnahme wir oben schilderten; ob ihre sozialpolitischen Anschauungen alle so ganz korrekt gewesen, wollen wir nicht beurteilen; aber so viel scheint sicher, daß der sehr beteiligte Norwood der Stellungnahme dieser „jüngern Geistlichen" für den thatsächlichen Gang der Dinge mehr Gewicht beilegt als dem Eingreifen des Kardinals.

Es wäre ja wahrlich unrecht, das Verdienst verkleinern zu wollen, das der hochbetagte Kardinal sich als Mittelsmann erworben, oder daran zu zweifeln, daß er persönlich mit seinem Herzen bei der Sache gewesen. Und doch, die unbegrenzte Eitelkeit, mit der die englisch-römische Presse nach dem Echo hinaushorcht, das überall her den Ruhm des Kardinals zurückwirft, zwingt einen fast, Mannings Auftreten noch in einem andern Lichte zu betrachten. Das eigentümlich Schillernde und Schielende, das den ausgesprochen römischen Bestrebungen auf sozialem und humanitärem Gebiete anzuhaften pflegt, hat einen frappanten Ausdruck gefunden im Tabbet, einer Wochenschrift, die sich gern ihrer intimen Beziehungen zu dem Kardinal rühmt, die auch seine ganze Korrespondenz in Sachen des Streiks wiedergiebt. Nun, das Tabbet vom 7. September registrirt auf S. 357 f. Schritt und Tritt, wie sie der Kardinal gemacht auf den Wegen zu den Dock-Direktoren, im Verkehr mit Burns u. s. w. Auf S. 367 f. demonstrirt dasselbe Blatt in einer Weise, die den Direktoren eine wahre Erquickung sein mußte, wie unvernünftig, Unkenntnis verratend es sei, ein Nachgeben diesen Geschäftsleuten anzusinnen, die kaum im stande seien, die berechtigten Forderungen ihrer Aktionäre zu erfüllen:

> Wir haben nicht das Recht, im Eifer, das Uebel zu heilen, die Hand in andrer Leute Tasche zu stecken oder einer kleinen Gruppe von Männern zuzumuten, daß sie Löhne zahlen über Vermögen.

Endlich S. 393 heimst das Tabbet schmunzelnd alle die Lobsprüche ein, die der Kardinal von radikaler Seite dafür geerntet hat, daß er that, was das Tabbet eben noch „unverständigen Eifer" nannte, d. h. daß er die Direktoren zum Nachgeben, zur Bewilligung des Extrapenny zu bestimmen suchte.

Solche Sprünge macht ein Blatt, das ein Hauptorgan Manningscher Bestrebungen ist, ein Dollmetsch der höhern römisch-katholischen Geistlichkeit in England. Gleichwohl, dem Kardinal verbleibe sein Verdienst in der Sache! Nur möge darob das Verdienst nicht vergessen werden, das sich die verschiednen evangelisch-protestantischen Kirchen Londons erwarben, indem sie in thatkräftigem Mitgefühl eintraten, die Streikenden beratend und beruhigend, die Hungernden nährend und versorgend.

C S

Von der Waldenser-Jubelfeier

Die vortrefflichen Aufsätze über die Geschichte der Waldenser, welche dieses Blatt*) gebracht hat, machen einen Nachtrag über die Jubelfeier in den Thälern leicht.

Die beiden großen Volksversammlungen an der Basiglia am 27. August und auf der Hochebene Sibaoud am 1. September waren vom schönsten Wetter begünstigt und verliefen in würdiger, weihevoller Art. Die großartige Berglandschaft an sich schon stimmte zur Andacht. Die Redner schlugen die verschiednen Saiten mit Geschick an, so daß es einen vollen Klang dankbarer Erinnerung und freudigen Gelübdes gab.

Der offizielle Festtag war Montag der 2. September, an welchem im Beisein des Präfekten von Turin, Grafen Lovera di Maria, als persönlichen Stellvertreters des Königs, die Casa Valdese eröffnet wurde. Das Haus ist als Dankopfer sämtlicher Thal- und Missionsgemeinden in einfachem Renaissancestil erbaut, um der Synodalversammlung, der Bibliothek, dem Archiv und Museum Obdach zu gewähren. Der König hat dafür schon vor seiner Berliner Reise mit herzlichen Worten 5000 Franken gesendet. Eine Marmortafel ist zum Gedächtnis daran gesetzt.

Um zehn Uhr umstand eine stattliche Versammlung fremder Festgäste den Altan, auf welchem il Reppresentante del Re mit den Senatoren und Deputirten der Provinz sowie den kirchlichen Behörden Platz genommen hatte. Nachdem der Chor „Ein feste Burg" gesungen und der Moderator wenige Begrüßungsworte geredet, hielt Pastor Guglielmo Meille von Turin in wahrhaft Danteskem Italienisch die Festrede, in der er, von dem Bau des Hauses Rechenschaft gebend, gleichsam ein Universalbekenntnis ablegte:

Es sei dies Haus zu allererst eine Huldigung an die Wahrheit, die Wahrheit, welche ihren Ursprung genommen bei ihm, der sagen durfte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. . . .

Das ist die Quelle, aus der die Waldenser seit Jahrhunderten die ewige Wahrheit geschöpft haben und heute noch schöpfen wollen. Gottes Wort ist ihr höchstes Gesetzbuch; „Deus locutus est" ist — was auch Menschen dawiderreden — ein ausreichender Grund, um zu kämpfen, zu leiden und zu sterben. Haben uns selbst unsre Feinde „Volk der Bibel" genannt, so führen wir unsern Ursprung nicht auf einzelne Reformatoren, sondern auf die Schrift, diesen mächtigen Lebenskeim und Freiheitsquell zurück. . . .

Und sehe ich oben im Museum die alten Bibelblätter, die so zugerichtet sind, weil sie unsre Väter in ihrem Riesenkampf begleitet, weil dieselben blutige Thränen über sie geweint und mit ihnen unsägliche Qualen erduldet haben, so rufe ich bewegt: Teure Bibel, kostbares Erbteil der Väter und Gabe unsers Gottes, nimmermehr seist du uns geraubt. Wir wollen dich hüten. Dein Ehrenplatz sei in unsern Gotteshäusern, in unsern Schulen. In unsern Familien, auf den zitternden Knieen der Greise, in schwacher Kinderhand sei allzeit dein Altar, in unsern Herzen dein Heiligtum, weil du allein die Wahrheit birgst, die wir bekennen. Dich mögen unsre Jünglinge ergreifen gleich einem Schwert, und als undurchdringlichen Schild dich tragen, und nimmer vergessen, daß wir als Volk dir Leben und Dasein verdanken. . . .

Aber was bedeuten im Museum neben der Bibel die Pfeile und Kriegstrophäen wilder Stämme? Sie wurden gesammelt, um zu beweisen, daß, wenn die Wahrheit eine große Widerstandskraft hat, gewaltig auch ihr Ausdehnungsvermögen ist. Schon unser Massimo d'Azeglio hat es gesagt: „Es giebt keinen lebendigen Glauben, der nicht zum Proselytismus treibe." Besser noch drückte es unser englischer Wohlthäter General Beckwith aus, als er 1848 an den Moderator schrieb: „Entweder werdet ihr von heute an ein Volk von Missionaren werden oder in nichts versinken.". . .

Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündige! Denn eine hochherzige Königshand zerbrach die Ketten und riß die Grenzpfähle nieder, die bisher der Ausbreitung des Evangeliums gewehrt haben. Konnten wir, die Hüter eines solchen Schatzes, schweigen? Wir haben nur einen

*) Nr. 30—32. Vgl. auch Nr. 35.

Adel, den, welchen uns das Evangelium verleiht; aber noblesse oblige und zwingt uns, dem Vaterland das Gelübde unsrer Märtyrer, die Schuldsumme unsrer Kinder zu zahlen. Das erklärt euch, warum die Waldenserkirche sich gedrungen fühlte, von den Alpen bis ans afrikanische Meer die Leuchte der Wahrheit zu tragen und ihre Boten selbst hinüber in den dunklen Erdteil zu senden. . . .

Zweitens aber ist dies Haus eine dauernde Huldigung an den Gedanken der Freiheit. . . . Für sie haben unsre Väter geblutet, einmal um ihre Herzöge vom fremden Joch zu befreien, mehr aber noch, um jene Gewissens- und Kultusfreiheit zu erringen, die allein den Menschen zu einem sittlichen Wesen und eine Regierung zu einer zivilisatorischen, erhebenden Macht gestaltet. . . . In jahrhundertelangem, grauenhaftem Kampf und Leiden durch zahl- und namenlose Märtyrer, denen doch der Ruhm nicht mangelt, haben sie nicht allein für sich, sondern für die Gesamtheit der italienischen Brüder das Recht erworben, zu denken und zu glauben, wie es ihnen recht dünkt. . . . Und wenn auch jener erste Paragraph unsrer Konstitution der Gewissensfreiheit weniger deutliche Zugeständnisse macht, als man hoffen könnte, so haben die Thatsachen selbst die Deutung gegeben und ein verjährtes Recht geschaffen. Es ist billig, an dieser Stätte zu rühmen, daß unsre liberale Regierung stets diesen Paragraphen nach dem Geiste mehr als nach dem Buchstaben gedeutet hat. . . . Lange ehe der Scheiterhaufen des Nolaners rauchte, begehrten unsre Väter die Freiheit, nach der Schrift beten, glauben, reden zu dürfen, und deshalb brach der ungeheure Jammer über sie herein. Dies Begehren, das ihnen teurer war als das Leben, trugen sie vor zweihundert Jahren bei der glorreichen Rückkehr auf der Spitze des Schwertes. Deshalb schwuren sie auf Sibaoud zu siegen oder zu sterben, damit das Gewissen, das innerste Heiligtum des Menschen nicht mit Füßen getreten und von unreinen Händen besudelt werde. Für die Gewissensfreiheit erklommen sie die schwindelnden Höhen und wandelten an grausen Abgründen; für sie erhoben sie an der Dora das Feldgeschrei: „Die Brücke ist unser," wie wir heute rufen: „Italien ist unser!" Unser, weil wir die Vertreter und Vorkämpfer jenes Prinzips sind, das allein dem Vaterlande Glück und Gedeihen bringt. Ja ich gehe so weit zu sagen, daß, wenn unser Evangelisationswerk keinen andern Zweck hätte, als die Vorurteile zu zerstreuen und die Achtung vor dem individuellen Gewissen zu verkündigen, es vollauf gerechtfertigt wäre Italien ist unser, weil unsre Volksgenossen unsre Absicht begriffen und uns ihre Gunst geschenkt haben. Ja in Ermangelung andrer Beweise würde das allgemeine Wohlwollen genügen, womit die Presse und die Besten der Nation dies Bicentenarium begrüßten, um uns mit stolzer Freude zu erfüllen, daß der Grundsatz, für den wir so Furchtbares erduldeten, im geliebten Vaterlande einen glänzenden Sieg davongetragen hat.

Aber nicht nur die Gewissens- und Kultusfreiheit verkündigt dies Haus, für noch eine andre, ebenso köstliche Freiheit will es heute zeugen. Ihr werdet eintreten und durch die Räume wandeln, welche für die verschiednen Verwaltungen bestimmt sind, und fragen, wozu sie dienen. Die Antwort ist, daß wir schon seit Jahrhunderten die schwierige Frage einer sich selbst verwaltenden Kirche, die dem Staate unabhängig gegenübersteht, gelöst haben. Nicht, als wollte die Waldenserkirche sich damit aussondern aus den menschlichen Gemeinwesen, denn der Meister hat gesagt: „Ihr seid das Salz der Erde"; noch auch als wollte sie unter dem Mantel der Unabhängigkeit sich ihrer staatsbürgerlichen Pflichten entziehn. Aber sie hat stets geglaubt und glaubt es noch, daß einer Kirche nicht zusteht, Konstantinische Schenkungen anzunehmen und Konkordate zu schließen, sondern daß sie der Regierung mit Achtung zu begegnen und ihre Gesetze zu halten hat und dafür ihres Schutzes sich erfreuen darf. Im übrigen aber soll sie ihre Mittel selbst aufbringen und sich selbst durch ihre Abgeordneten regieren und dergestalt die Theorie jenes großen zu früh Heimgegangnen erfüllen, der sterbend seines so kurzen Lebens Ideal uns hinterließ: „Freie Kirche im freien Staate." Hätte die Waldenserkirche keinen andern Vorzug als diesen, so könnte sie mit gutem Recht ohne Vorwurf des Hochmutes behaupten, Italien zur Ehre zu gereichen.

Zum dritten aber sei dies Haus ein Denkmal der Liebe. Vor allem der Liebe unsers Gottes, der uns — er allein — Befreiung und Sieg geschenkt hat. Wie weiland der Psalmist müssen wir sagen: „O Gott, unsre Väter haben uns erzählt, was Du gethan hast zu ihren Zeiten vor alters." Denn nicht ihr Schwert noch die Stärke ihres Armes hat ihnen das Land erkämpft, sondern Deine Stärke und Dein Arm, weil Du sie liebtest. Ja, Herr um Deiner Liebe willen hast Du uns nicht gar vertilgen lassen, sondern hast uns gegeben, bis ans Ende zu beharren. Weil Du uns liebst, trägst Du unsre Krankheit und vergiebst uns unsre Schwachheit. Deine Liebe ist unermeßlich wie Deine Allmacht, uns aber hast Du allezeit und auch heute stets Deine Allmacht durch Deine Liebe gedeutet. Und wenn unsre Kinder uns fragen werden, was der Bau bedeute, werden wir ihnen Deine Wunderthaten an uns verkündigen und ihnen sagen: dies Haus steht für die künftigen Geschlechter zum Zeugnis der Liebe eines Volkes zu seinem Gott, der sich nicht allein der „treue," sondern mehr noch, der sich „die Liebe" nennt.

Aber auch das Vaterland und die Volksgenossen umschließt diese Liebe: die Thäler, die Missionsgemeinden, die Kolonien von Genf, Marseille, von Missouri und Uruguay haben dies Haus gebaut im Verein; so lasset uns in der Liebe eins bleiben als ein kleiner Stamm in der italischen Volksfamilie. Dieser aber gehört unsre Pflicht, die der Liebe zumeist. Heiße Vaterlandsliebe trieb unsre Väter zurück in die Heimat; Liebe war es, die sie des Erduldeten vergessen und für die Befreiung Savoyens ihr Blut vergießen ließ. Die gleiche Liebe berge unser Busen. Mit den geliebten italienischen Brüdern gehe unser Herzschlag in gleichem

Takt. Ihre Hand ergreifen wir in der, welche die hohen Vertreter der Nation uns heute freundlich bieten, und sprechen:

Wir sind Brüder, schließen festen Bund,
Wehe dem, der je ihn bricht!

Und wenn in unserm Museum Erinnerungen dunkler Zeiten gesammelt sind, so glaubet nicht, ein Geist der Rache, ein Wunsch der Vergeltung habe das veranlaßt. Wir verlangen nur nach einer Rache, der des Christen, die Hand freundlich zu fassen, die uns verwundete. Fern liegt die Zeit, als das geschah; heute gilt es Hand in Hand für das Wohl des Vaterlandes zu schaffen. Kinder der italischen Heimaterde freuen wir uns, daß über dem blauen Banner, auf das vor unendlichen Zeiten die Ahnen ihr Lux lucet in tenebris geschrieben, die dreifarbige italienische Fahne weht: rot zum Gedächtnis des Märtyrerblutes; weiß das Symbol des Friedens und der Freiheit; grün die Farbe der Hoffnung für die Zukunft, geliebte Farben der Nation, unter deren Schatten heute das ärmste Hüttlein mit Freude erfüllt ist. Aber auch andre Fahnen befreundeter Länder seht ihr heute um uns wehen, und wir entbieten ihren zahlreichen Vertretern ein herzliches Willkommen.

Endlich aber sei dies Haus ein dauerndes Denkmal und eine ehrerbietige Huldigung für unsern geliebten König.

Ja der Name unsers Königs macht alle Saiten zittern in einem Waldenserherzen, das außer dem Glauben Lieberes nicht gekannt hat als seinen Fürsten, selbst in Verfolgungszeiten. Dieser Liebe voll, in tiefer Bewegung begrüße ich im Namen von Volk und Kirche die hohe Person des Königs in dem, der als sein würdiger Stellvertreter unter uns weilt: den König, den mein Blick und mein Herz nicht in der Pracht seiner Königsburg sucht, sondern im Festungsviereck von Custozza, in den Trümmern von Casamicciola, in den Höhlen von Neapel, den König, dessen Herz mit dem seines Volkes im selben Schlage geht, sei es bei seinen hohen Freuden oder seinem schwersten Leid, der von uns Waldensern wie ein wahrer Vater geliebt wird und uns in seinem Briefe auch „liebevoll ergebne Kinder“ nannte. Er begrüßte darin „mit Freuden“ die zweihundertjährige Feier der Rückkehr „in die mit Opfermut geliebte Heimat der Waldenser“; er wollte dem Volke, dessen Hingabe ihm bekannt und gewiß ist, einen Beweis seiner königlichen Zuneigung geben, indem er bei dem Bau des Hauses half, und somit ist es ein Denkmal nicht minder der Güte unsers Königs als der Freiheit.

Sagen Sie unserm geliebten königlichen Herrn, daß seit der uns von seinem hochherzigen Großvater gewährten Emanzipation den Waldensern kein Beweis der Zuneigung teurer hätte sein können als der, den er uns bei dieser Gelegenheit hat geben wollen. Sagen Sie ihm, daß dieselben mit innigem Glückwunsch an dem Familienfeste teilnehmen, das er soeben in seiner alten Hauptstadt gefeiert, daß unsrer Wünsche höchster, den wir ihm demütigst unterbreiten, der ist, er wolle unsre geliebten Thäler einmal mit seiner Gegenwart beehren. Sagen Sie ihm, daß wenn unsere Berge seines Reiches starke Wälle sind, seines Thrones und seiner unverletzlichen Roma noch festere Bollwerke sich in der Brust der Waldenser finden, welche ihm und dem Vaterlande freudig den letzten Blutstropfen opfern würden. Sagen Sie ihm, wie Sie heute eine ganze Bevölkerung in tiefer Bewegung seinen Namen, den sie tief im Herzen trägt, verehrungsvoll nennen und jubelnd wie aus einem Munde rufen hörten: Es lebe der König!

Die Wirkung dieser Rede in dem wundervollen Wohllaut des Klanges, dieses jedem aus der Seele gesprochnen Schlusses läßt sich gar nicht beschreiben. Die Berge dröhnten wieder von dem Jubelruf, und brausend setzte er sich in der weiten Thalfläche fort. Der ernste Präfekt, von dem man wußte, er bringe eher eine feindselige als freundliche Gesinnung mit, war sichtlich bewegt. Mit Recht konnte er nachher seinem königlichen Herrn berichten: „Es fehlte nur die Anwesenheit Eurer Majestät, um die Feier vollkommen zu machen.“ Und von den Parlamentsmitgliedern ist nachher geäußert worden, daß es ihnen zum ersten Male im Leben als möglich erschienen sei, daß Gott und Vaterland in einem Herzen zusammenwohnen können, während sie in die Tausende tiefbewegter Gesichter geblickt und etwas empfunden hätten, was eben so wahr wie ihnen völlig neu gewesen.

Die geschäftlichen Verhandlungen der Synode, die wie üblich Dienstag morgen begannen, waren diesmal aufs geringste Maß beschränkt worden, um den Festgästen möglichst viel Zeit widmen zu können, denn es war ihrer eine überwältigende Menge. Es ist wohl keine reformirte Kirche der Erde unvertreten gewesen; aber auch unser Gustav-Adolf-Verein hatte Professor Nippold als Abgeordneten gesandt, die Brüdergemeinden, die Württemberger, das Domkandidaten-Stift, das Seminar von Lockum ließ eine brüderliche Stimme ertönen; ein Pfarrer der englischen Staatskirche redet gar welsch, und die italienischen Baptisten und Methodisten sagten viel Herzliches. Es war ein höchst merkwürdiger Eindruck, den das Ganze machte, der eines ökumenischen Kirchentages, an dem man sich der großen Thaten Gottes freut. Den Höhepunkt erreichte die Stimmung in der allgemeinen Abendmahlsfeier am Donnerstag abend, wobei die drei ältesten Herren der Versammlung, Dr. Lautaret, Dr. Thomson von Edinburg und Dr. Godet von Neufchatel das Sakrament spendeten. Ueber die Festgeschenke, welche die verschiednen Kirchen überreichten, liegt noch kein offizielles Verzeichnis vor. Doch weiß ich aus berufnem Munde, daß die Gesamtsumme sich ungefähr auf 72000 Franken beläuft, wodurch gerade eine dritte Professur am Collegio latino von Torre Pellice fundirt werden kann, ohne die es schwerlich fortbestehen würde. — Manches Schöne, Geistreiche, Erschütternde ist bei den Ansprachen gesagt worden, das hoffentlich in vielen Herzen Frucht tragen wird. Der hochbetagte Dr. Godet besonders redete goldne Worte. Ich greife einige heraus, mit denen ich schließe:

Es hat jemand gesagt, Gott pflege ein Instrument zu zerbrechen, ehe er es gebrauche. Ihr habt das erfahren. . . . Ein Freund Italiens hat mir gesagt, er sei über den Ernst, die Tüchtigkeit und Dauerhaftigkeit eurer Missionsarbeit überrascht gewesen. Woher kommt das? Von der Leidensschule, in der eure Kirche unter Gottes Hammer ihren Stempel erhalten hat. Auf das Heldentum der Glaubensgeduld soll das der That folgen. Ihr habt eure ruhmreiche Heimkehr gehabt; möge euch nun eine ruhmreiche Ausfahrt beschert sein. Mögen eure Predigten, eure Missionsbemühungen so reichlich, ja in Strömen sich ergießen, wie einst der Kugelregen eurer Feinde auf euch niedergestürzt ist. Viktor Emanuel war Gottes Werkzeug, um Italien vom Joch der Fremden zu befreien. Möge Emanuel, der siegreiche Held, euch als Sieger durch Italien führen. Gott wird es thun. Aber dazu ist es nötig, daß das einmal zerbrochne Werkzeug sich nicht brüste noch rühme — nicht vor Gott; es muß sich begnügen, klein, abhängig von ihm zu sein, von seiner Gnade zu leben. Dies gebrochne Herz ist schwerer im Glück als im Leid. Verharret also, aufgerichtet vor den Menschen, im Staube vor Gott.

Und so möge dem demütigen Israel der Alpen das zum Evangelium bekehrte Italien als Siegeskranz verliehen werden von dem, der da für uns zerbrochen ward und dem alle Kronen gebühren, ihm, unserm Heil und unserm König!

M S

Verschiednes

(Altkatholiken im römischen Gottesdienst) Im Altkatholischen Volksblatt (Bonn, 2. August) liest man in einer Korrespondenz aus Karlsruhe Folgendes: „Ich war schon öfters in der Lage, fortziehenden Gemeindegliedern den Rat zu geben, den römischen Gottesdienst zu besuchen, indessen habe ich stets beigefügt: mit Ausnahme der Predigt! Ich wurde wiederholt gefragt, ob der Besuch des protestantischen Gottesdienstes nicht vorzuziehen sei, was ich stets verneint habe. Bei aller Achtung vor dem protestantischen Kultus muß ich doch sagen, daß der Katholik am Sonntage das entschiedne Bedürfnis hat, der Feier der heiligen Messe beizuwohnen.“ S E

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Cand. theol. sucht zu sofort eine Stelle als Vikar. Offerten sub **E. R.** durch die Expedition dieses Blattes.

Halte was du hast. Zeitschrift für Pastoraltheologie. U. Mitwirk. von Hofpred. D. Braun, Kons. Rat D. Kleinert u. Prof. D. H. A. Köstlin, herausg. von D. E. Sachsse. XIII. Jahrg. 1889. (H. Reuthers Verl.-Buchh. in Berlin). Preis vierteljährlich 2 Mk.

Inhalt des 1. Heftes:

I. **Abhandlungen.** Ansprache, gehalten von dem † Generalsuperintendent D. Jaspis in Stettin, mitgeteilt durch Pfarrer Jaspis in Buchholz. — Beiträge zur Katechetik. Der Herausgeber. — Was kann außer der Predigt und der Katechismuslehre zu einer gründlicheren und wirksameren Einführung der Gemeinde in die heilige Schrift geschehen? Bericht über eine Vorlage des Königlichen Konsistoriums der Rheinprovinz, erstattet von einem rheinischen Pfarrer.

II. **Meditationen.** 19. Sonntag nach Trinitatis 1. Luk. 7, 36—50. Von Pfarrer Veit in Frankenstein. — 19. Sonntag nach Trinitatis 2. Matth. 7, 12—14. Von Dr. Hering, Colmitz. 20. Sonntag nach Trinitatis 2. Matth. 7, 15—23. Von Julius Schiller in Nürnberg. — 20. Sonntag nach Trinitatis. Luk. 18, 1—8. Der Herausgeber. — 21. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 7, 24—27. Von Generalsuperintendent D. Erdmann, Breslau. — 21. Sonntag nach Trinitatis. Matth. 7, 24—27. Von Hofprediger Dr. Braun in Stuttgart. — 21. Sonntag nach Trinitatis. Joh. 11, 32—45. Von Stadtpfarrer Pezold in Friedrichshafen. — 22. Sonntag nach Trinitatis. Ev. Matth. 22, 23—33. Von Dekan Majer in Biberach. — 23. Sonntag nach Trinitatis. Luk. 14, 16—24. Von Dekan Schwarzkopf in Schwäbisch-Hall. — 23. Sonntag nach Trinitatis. (Totenfeier). Röm. 14, 7—9. Der Herausgeber.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig